

ERICH VON  
**DÄNIKEN**

**Grüße** aus der  
**STEINZEIT**

Wer nicht glauben will, soll sehen!



**KOPP**



Copyright © Tatjana Ingold

## **Erich von Däniken,**

geboren am 14. April 1935 in Zöfingen/Schweiz, landete 1968 mit seinem Titel *Erinnerungen an die Zukunft* einen Weltbestseller, dem 32 weitere Bücher folgten. Er ist der meistgelesene und meistkopierte Sachbuchautor der Welt. Seine Werke wurden in 28 Sprachen übersetzt und erreichten eine Weltauflage von 63 Millionen Exemplaren. Mehrere seiner Bücher wurden verfilmt, und nach EvDs Ideen entstanden diverse Fernsehserien.

## **Das Buch**

Für diesen außergewöhnlichen Bildband hat Erich von Däniken sein riesiges Bildarchiv durchgesehen und neu bewertet. Die besten und eindrucksvollsten Bildzeugnisse aus prähistorischer Zeit werden zusammen mit kurzen und prägnanten Erläuterungen in diesem Band veröffentlicht.

Noch nie sind die Argumente Dänikens greifbarer und augenscheinlicher dargestellt worden. Diese Fülle an Beweisen lässt auch mögliche Kritiker zweifelnd und gleichermaßen staunend innehalten.

»In der Steinzeit stimmt definitiv etwas nicht!«, schreibt der Autor. Und zu Recht fragt er, wie diese Menschen, die weder die technischen Mittel noch die Kenntnisse dazu hatten, astronomische Großanlagen oder Zeitmesser für die Ewigkeit hinterlassen konnten. Sie legten ihre Kultstätten auf schnurgeraden Strecken an. Und dies gleich über Hunderte von Kilometern und über Berg und Tal. Was trieb sie dazu? Wer wies sie an?

In Carnac, in der Bretagne, setzten sie Tausende von schweren Granitblöcken in schnurgeraden Kolonnen in die Landschaft. Nicht irgendwohin, sondern auf Basis riesiger, geometrischer Muster. Immer wieder tauchen dieselben Distanzen, dieselben Winkel, dieselben pythagoreischen Dreiecke auf. Und das Jahrtausende vor Pythagoras!

Weshalb erscheinen Felsmalereien mit ein und demselben Motiv rund um den Globus? Pfl egten die Menschen in prähistorischer Zeit interkontinentalen Kontakt untereinander? Sind es Grüße an jene Lehrmeister, die vor Jahrtausenden um die Erde flogen?

Die Wissenschaft hat dafür keine Erklärung. Die Beweise Erich von Dänikens sind dafür umso überzeugender.

Erich von Däniken

# Grüße aus der Steinzeit

Wer nicht glauben will, soll sehen!

KOPP VERLAG

1. Auflage August 2010

Copyright © 2010 bei

Kopp Verlag, Pfeiferstraße 52, D-72108 Rottenburg

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Helmut Kunkel

Umschlaggestaltung: Anke Brunn

Satz und Layout: Angelika Unterreiner

Druck und Bindung: Offizin Andersen Nexö Leipzig (jmbH

ISBN 978-3-942016-40-7

*Gerne senden wir Ihnen unser Verlagsverzeichnis*

Kopp Verlag

Pfeiferstraße 52

72108 Rottenburg

E-Mail: [info@kopp-verlag.de](mailto:info@kopp-verlag.de)

Tel.: (0 74 72) 98 06-0

Fax: (0 74 72) 98 06-11

*Unser Buchprogramm finden Sie auch im Internet unter:*

[www.kopp-verlag.de](http://www.kopp-verlag.de)

# Inhalt

<b>Brief an meine Leser</b>	<b>7</b>
<b>1. Kapitel: Inseln im Pazifik</b>	<b>9</b>
Was war Nan Madol?	13
Alle Wahrheiten aus der Südsee	23
Die Geschichte von Nareau	33
Tabu-Punkte und Navigationssteine	37
Meinungen von gestern	45
Kultkram und Ritualmasken	48
Fragen zur Osterinsel	57
Kugeln am Meeresstrand	69
Unmöglich und doch da	74
<b>2. Kapitel: Grüße an die Götter</b>	<b>77</b>
Verbindung zwischen den Kontinenten?	81
Felszeichnungen der Hopi	93
Malertreffen in Brasilien?	111
Grüße an die Götter	126
Zeichen für die Ewigkeit	134
Sinnlose Theorien	143
Und sie flogen doch!	146
Noch Fragen?	149
Sensation in Palpa	154
Die Fälschung ist keine	158
Lasst Riesen grüßen!	165
Die Straße der Pockennarben	170
Schlangen und Glimmer	175

<b>3. Kapitel: Steine können reden</b>	180
Felsmalereien unter Wasser	183
Klimawechsel	185
Mathe-Aufgabe in Stein	194
Ein 5000 Jahre altes Wunder	201
Geplante Lichtershow	204
Zwingende Schlüsse	208
Affentheater	211
Der Dreh mit der Linie	214
Armer Pythagoras!	219
Fragen, die niemand lesen will	226
Zivilcourage gefragt	228
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b><u>232</u></b>
<b>Bildquellen</b>	236

Liebe Leserin, lieber Leser,

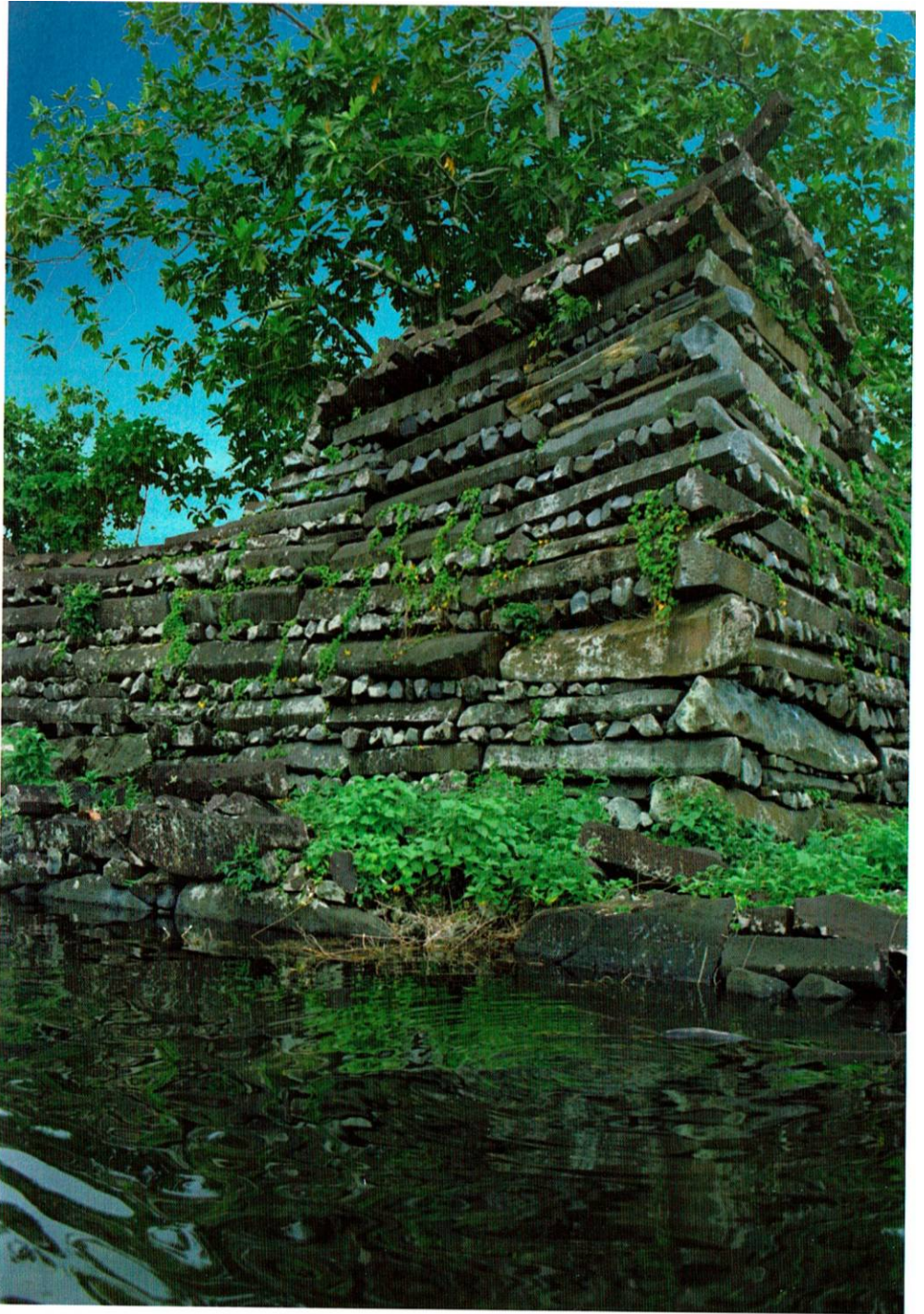
»Ich habe alle Ihre Bücher gelesen!« Diesen Satz höre ich jeden Abend nach Vorträgen oder Signierstunden. Doch sobald ich ein wenig nachfrage, stellt sich heraus, dass mit »alle Bücher« sechs bis acht Titel gemeint sind. Inzwischen gibt es 30 Bücher von mir, und nur wenige Liebhaber meiner Thematik haben tatsächlich alle gelesen. Zudem sind die Titel aus den sechziger bis neunziger Jahren nicht mehr im Handel. Neue Leser hätten es schwer, »alle Bücher« zu finden.

*Grüße aus der Steinzeit* ist ein Sammelsurium, in dem diejenigen, die tatsächlich »alle Bücher« gelesen haben, wenig Neues finden werden. Und doch ist dieses Buch anders als die anderen. In meinem Archiv liegen über 60000 Bilder; 194 davon habe ich in drei Kapiteln in einer Art zusammengestellt, dass alte und neue Leser das Staunen wieder lernen. Wer weiß schon, dass im riesigen Raum des Pazifischen Ozeans Ruinen und Legenden zusammengehören? Wer hat sich die Mühe gemacht, die weltweiten Fels- und Bodenzzeichnungen nach Göttermotiven abzuklopfen? Wer erinnert sich noch daran, dass es im alten Europa Steinsetzungen gibt, die nirgendwo in die Steinzeit passen?

Über diese Rätsel muss vermehrt gesprochen werden. Sie sind da. Ich belege dies mit Bildern und gründlichen Kommentaren. Und ich möchte Jahr für Jahr einen neuen Band mit aufregenden Bildern präsentieren.

Ihr

Erich von Däniken  
im Mai 2010





## I. Kapitel

# Inseln im Pazifik

Abseits der Touristenströme existieren Bauwerke, deren Herkunft ein Rätsel ist und deren Zweck bis heute unverstanden bleibt. So in den Weiten des blauen Pazifiks. Dort liegt Ponape (nach 1990 in Pohnpei umbenannt), mit 540 km<sup>2</sup> die größte der Karolinen-Inseln. Rings um Ponape gibt es diverse kleine Inselchen und eine davon, gerade mal 0,44 km<sup>2</sup> groß, trägt den Namen Temuen. Zum Vergleich: Das tropische Eiland ist etwas kleiner als die Vatikanstadt. Doch diese mickrige Insel birgt ein monumentales Rätsel: die Ruinen von Nan Madol.

Die Bauwerke bestehen aus Zehntausenden von sechseckigen Basaltstangen, blockhausartig aufeinandergetürmt wie schwergewichtige Streichhölzer. Gibt es historische Daten über Ponape mitsamt den Satelliteninseln? (Bild 1)

1595 umschiffte der erste Weiße, der Portugiese Pedro Fernández de Quirós, mit der *San Jerónimo* die Inselgruppe und ließ vor Nan Madol Anker werfen. Die Mauern von Ponape erschienen im graublauen Licht wie ein entrückter Palast aus einer anderen Welt. Nirgendwo eine Menschenseele.

1686 wurde die gesamte Inselgruppe von Spanien annektiert. Die neuen Besitzer nannten die Inseln »Karolinen«, weil in Spanien gerade Karl II. herrschte.

1826 erlitt der irische Seemann James O'Connell vor Ponape Schiffbruch. Mit sechs Überlebenden gelang es ihm, das rettende Land zu erreichen. Er heiratete die 14-jährige Tochter des Königs der Insel und blieb elf Jahre, bis ihn ein Schiff aufnahm und nach Irland zurückbrachte.

1851 massakrierten die Eingeborenen eine englische Schiffsbesatzung. Als Antwort richtete die britische Marine auf der Insel ein Blutbad an.

Ab 1880 reisten christliche Missionare diverser Gruppierungen nach Temuen. In den Ruinen von Nan Madol wurden Steintafeln mit unbekanntem Schriftensystem zerstört, die alten Volksbräuche verboten.

1899 verkaufte Spanien die Karolinen an das Deutsche Reich.

1910 rebellierten die Eingeborenen. Missionare und Beamte wurden ermordet. Nur wenige Weiße entkamen dem Massaker.

1911 beschoss der deutsche Kreuzer *Emden* die Inseln. Die Rebellen wurden gnadenlos niedergemacht, ihre Anführer an Palmen aufgehängt.

1919, Deutschland hatte den Ersten Weltkrieg verloren, gerieten sämtliche Karolinen unter japanische Mandatsverwaltung.

1944, im Zweiten Weltkrieg, besetzte die US-Marine die Inseln. Wohlhabende Japaner wurden vertrieben.

1947 wurden die Inseln zum Treuhandgebiet der USA erklärt.



▶ 2





▶ 4

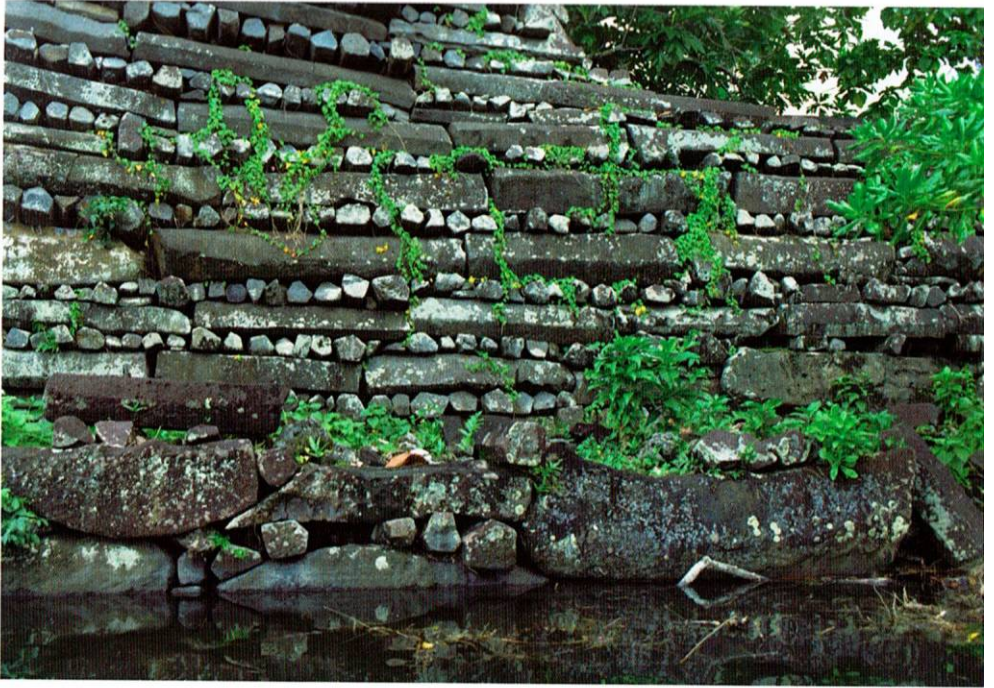


▶ 5

## Was war Nan Madol?

Wer immer in der abwechslungsreichen Geschichte die Ruinen von Nan Madol besuchte, stand vor einem Rätsel. Wie waren Zehntausende von Basallblöcken auf die kleine Insel gelangt? Mit welchen Mitteln wurden die bis zu 20 Tonnen schweren Blöcke in die Höhe geliftet? Die höchste Mauer ist heute noch 14,3 Meter hoch, höher als ein dreistöckiges Wohnhaus. (Bild 2 bis 5) Woraus bestand der Boden? Ein Untergrund aus Korallen verträgt keine schwergewichtigen Bauwerke vom Ausmaß von Nan Madol. Und überhaupt: Welchem Zweck diente die Anlage? Was sollte auf einer winzigen Insel, weitab von jeglicher Zivilisation, in der sogenannten »Südsee«, verteidigt werden?

Basalt ist erkaltete Lava, und tatsächlich existiert an der Nordküste von Ponape ein Steinbruch aus Basalt. Der liegt rund 25 Kilometer von Nan Madol entfernt. Basalt tritt in unterschiedlichen Formen aus der Erde, in Ponape in Form von mehreckigen Säulen. Es wird angenommen, die Bauherren von Nan Madol hätten die Basaltstangen unter ihre Kanus oder Flöße gehängt, um das Gewicht zu vermindern. Dann habe man auf die Flut gewartet und die Schwergewichte nach Nan Madol gerudert. Weshalb wurden die Bauwerke nicht gleich auf der »Basaltinsel« selbst errichtet? Was gab's denn auf Nan Madol so Wichtiges? Zudem besteht Nan Madol aus unzähligen, zum Teil sehr schmalen Kanälen von zwei Metern Breite. Wie sollen die Basalttransporter um die Ecken in die Kanäle bugsiert worden sein? Der Transport funktionierte ausschließlich im Wechsel von Ebbe und Flut. Die Arbeiter mussten auf die Ebbe warten, um die Basaltstangen unter den Flößen zu befestigen, dann auf die Flut für den Transport. Wie viele Flöße mögen gleichzeitig bei dem endlosen Ebbe-Flut-Spiel eingesetzt worden sein? Wie viele Seile aus Kokosfasern waren notwendig, wie viele Bäume wurden für die Flöße gefällt?



▶ 6



▶ 7



▶ 8



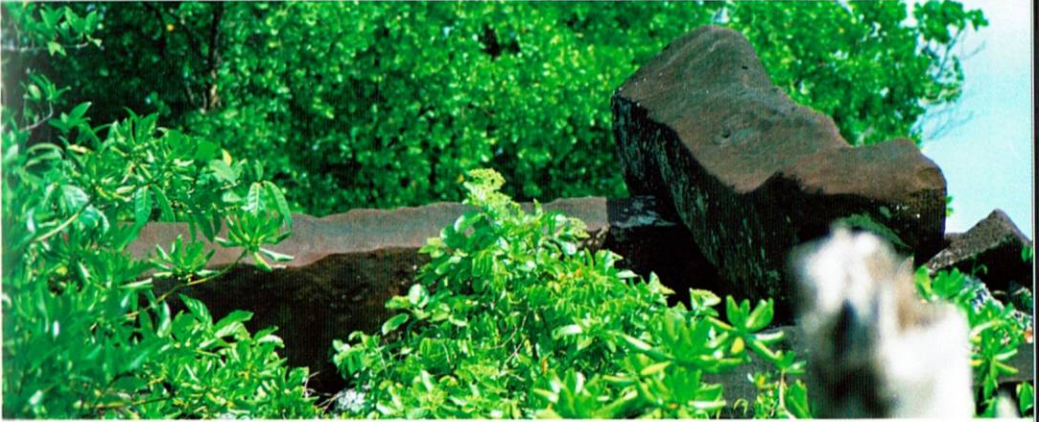
▶ 9

Nan Madol ist eine gewaltige Anlage aus Kanälen, Gräben, Tunnels, Treppen, Bodenverbauungen und Mauern. (Bild 6 bis 13) Der rechteckige Hauptbezirk ist in Terrassen abgestuft, rundum liegen über 80 kleinere Dependancen. Ich habe mir die Mühe gemacht, die Basaltblöcke einer Seite eines Baus zu zählen. Es waren 1082 Säulen. Die Anlage ist quadratisch, also ergeben die vier Mauern 4328 Säulen. Dazu kommen der aus Basalt bestehende Boden sowie die Treppen und Terrassen: insgesamt rund 10000 Blöcke für ein einziges Bauwerk. Eine Schätzung für die gesamte Anlage von Nan Madol ergab rund 180 000 Blöcke, wobei der unter Wasser liegende Unterbau nicht mitberücksichtigt werden konnte.

Nan Madol ist keine »schöne« Stadt, obwohl es heute »das Venedig der Südsee« genannt wird. Es gibt keine Reliefs, keine Skulpturen, keine Statuen, keine Malereien. Die Architektur ist kalt, abweisend, irgendwie roh und drohend. Das passt nicht zu einem Königspalast. War das Ganze eine Verteidigungsanlage? Weshalb laden dann breite Treppen ein, als wollten sie sagen: »Seid willkommen!«? Im Zentrum der Anlage findet sich ein sogenannter Brunnen, der keiner ist.







► 11

Min Brunnen in dieser Lage, von Salzwasser umflutet, macht überhaupt keinen Sinn, weil er nur salziges Wasser liefern könnte. Die Eingeborenen bezeichnen den »Brunnen« als Hinstieg zum Anfang oder Ende eines Tunnels. Heute liegt die Öffnung auch bei Ebbe knapp zwei Meter unter Wasser. Wohin soll dieser Tunnel führen? Wie sollen die Eingeborenen unter Wasser gebaut haben? In Nan Madol ist alles widersprüchlich.

In Herbert Rittlingers Buch *Der maßlose Ozean* [ 1] las ich, vor Jahrtausenden sei Nan Madol der Mittelpunkt eines ruhmvollen Reiches gewesen. Die Berichte von dem sagenhaften Reichtum hätten Perlenfischer und chinesische Handelsleute verlockt, heimlich den Meeresboden zu durchsuchen. Die Taucher seien mit unglaublichen Berichten aus der Tiefe aufgestiegen und hätten von »Straßen, Steingewölben, Monolithen und Häuserresten« gesprochen.

Im Jahr 1908 erforschte eine deutsche Expedition Ponape und Nan Madol. Dr. Paul Hambruch beschäftigte sich besonders mit Nan Madol und den einheimischen Sagen und Mythen [2], Nach Hambruch wollten einst zwei junge Zauberer ein großes Kulturzentrum für Götter und Geister bauen. Sie versuchten es an mehreren Stellen der Küste, doch jedes Mal zerstörten Wind und Wellen ihre Arbeit. Schließlich fanden sie auf Temuen den richtigen Platz. Auf einen Zauberspruch hin flogen die Basaltsäulen von selbst von der Insel Jokaz nach Temuen und ordneten sich auch ohne menschliches Dazutun in die richtige Lage. So entstand Nan Madol. (Bild 14 bis 21)



▶ 12



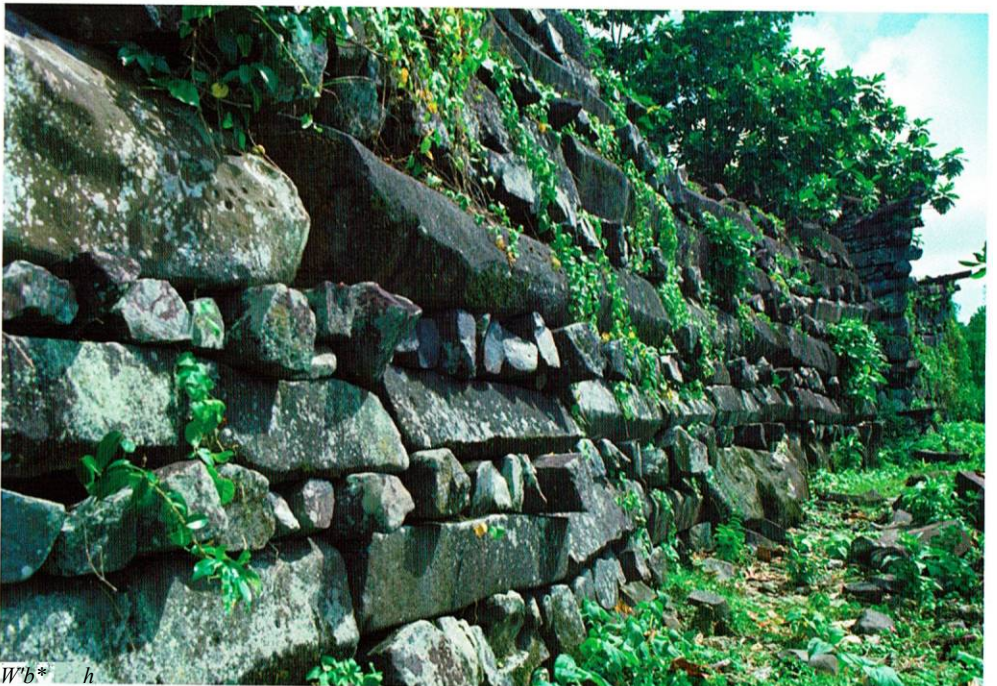
▶ 13







▶ 15

 $W^*b^*$   $h$ 

▶ 16

## Alle Wahrheiten aus der Südsee

Ursprünglich, so schreibt der deutsche Ethnologe Paul Harnbruchim zweiten Band seiner Serie *Ergebnisse der Südsee-Expedition* [2], sei ein Feuer speiender Drache das Symbol von Nan Madol gewesen. Durch ihr gewaltiges Schnauben habe die Mutter des Drachen die Kanäle ausgehoben. Aufdem Drachen sei ein Zauberer geritten. Wenn der einen bestimmten Spruch in Versform ausgesprochen habe, seien die Basaltstangen von der großen Nachbarinsel von selbst hergeflogen und hätten sich auch selbstständig zu den Mauern geordnet.

Drachen? Feuer speiend? Zaubersprüche? Auf Anhieb alles Unsinn. Aber wie sollen sich eigentlich steinzeitliche Eingeborene ein lärmendes Ungetüm, hervorragend demonstriert im SF Film *Avatar*, vorstellen? Ein technisches Monstrum, für das es in ihrem Sprachschatz keine Worte gab? Wobei, und dies am Rande, das Drachenmotiv ein globales Element vieler Mythen ist. Die ältesten Sagen der Chinesen kennen die Feuer speienden Drachen genauso wie die Maya in Zentralamerika, die vorinkaischen Stämme von Bolivien, die Tibeter in ihrem Hochlandoder sogar die Schweizer im Berner Oberland. Wie bitte?

Ich lebe in einem kleinen Dorf über dem Thunersee. Beatenberg heißt dieser herrliche Platz in den Bergen. Unter mir im Felsen liegt eine Tropfsteinhöhle: die Behausung des einstigen Drachen. So wurde denn für die Touristen am Ende der Höhle ein künstlicher Drache hingestellt, dramatisch beleuchtet. Und das Wappen meines Dorfes zeigt das Bild des Drachen. [3]

Andere Legenden über Nan Madol verkünden, die Ruinen seien die Überreste des sagenhaften Reiches Lemuria. [4]

Vor dem Zweiten Weltkrieg wollen japanische Taucher in der Tiefe unter Nan Madol Sarkophage mit Platinbarren gefunden haben. Taucherlatein? Das Rätsel um Ponape mit

den Ruinen von Nan Madol konnte bis heute nicht gelöst werden. Und es bleibt verbunden mit Legenden und Bauwerken auf verschiedenen Inseln der sogenannten »Südsee«. Das Wort »Südsee« dient hier nur als Sammelbegriff, gemeint ist der gigantische pazifische Raum südlich des Äquators.

Schon 1880 trug der Ethnologe John White Überlieferungen der Südsee zusammen, die mit moderner Brille einen völlig neuen Sinn ergeben. So berichtet die Rongomai-Legende von einem Stamm namens Nga-ti-hau, der in einem befestigten Dorf Schutz vor Angreifern suchte. Schließlich erbaten sie Hilfe von ihrem Gott Rongomai:

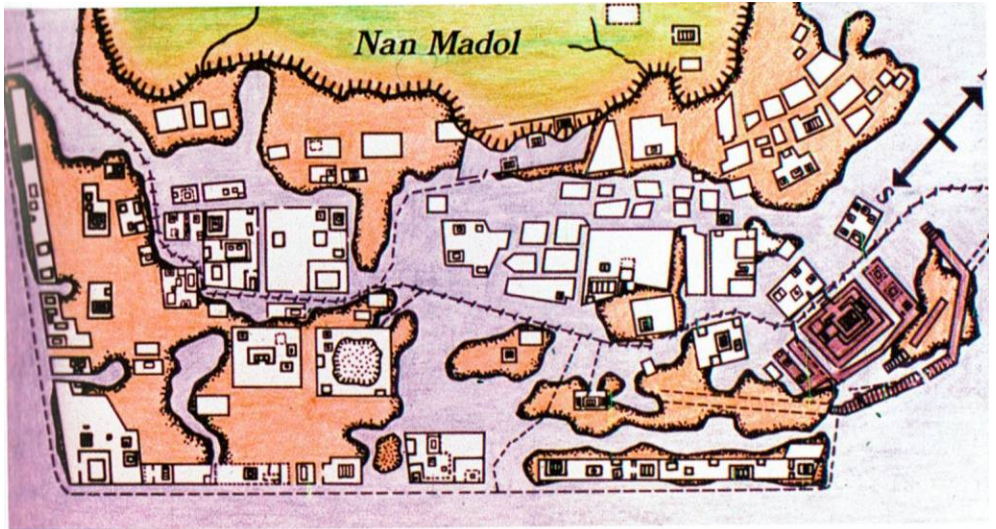
*»Seine Erscheinung war wie ein leuchtender Stern, wie eine Feuerflamme, wie eine Sonne.« [5]*

Rongomai ließ sich auf den Dorfplatz hernieder:

*»Die Erde wurde aufgewühlt, Staubwolken verhüllten den Blick, der Lärm dröhnte wie Donner, dann wie das Rauschen einer Muschel.« [5]*







► 18







► 20

Zum Vergleich eine Legende aus einem ganz anderen geografischen Raum:

*»... schlage nieder den Feind, welcher vor dir ist, in kürzester Zeit. Darauf flog Hor-hut zur Sonne empor in Gestalt einer Sonnenscheibe mit Flügeln dran. ... als er von der Himmelshöhe die Feinde erblickte ... stürmte er so gewaltig auf sie ein, dass sie weder sahen mit ihren Augen noch hörten mit ihren Ohren. ... Hor-hut, buntfarbig glänzend, kehrte in seiner Gestalt als eine große, geflügelte Sonnenscheibe in das Schiff des Ra-Harmachis zurück.« [6]*

Darf man das? Eine uralte ägyptische Überlieferung mit einer Legende der fernen Südsee vergleichen? Man muss! Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Isolation.

Auf der Insel Raivavae in Französisch-Polynesien gilt der alte Tempel von Te-Mahara noch heute als der Punkt, an dem der mythologische Gott Maui nach seinem Weltraumflug landete. [7] Das Gleiche trifft für die Ureinwohner von Atu Ona, einer kleinen Insel der Marquesa-Gruppe, zu. Dort gilt der Berg Kei Ani als Tempel, obschon überhaupt kein Gebäude am

Ort steht. Die Urapolynesier nannten den Berg Tautini-Etua, wörtlich übersetzt: »Berg, auf dem die Götter landeten«. [8]

Über den Schöpfergott Taaroa von den Gesellschaftsinseln im Pazifik heißt es:

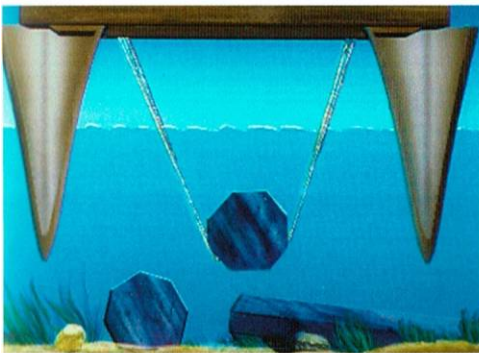
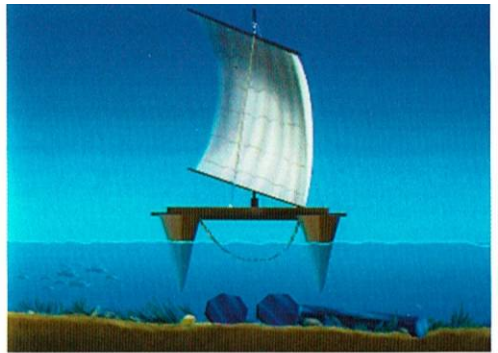
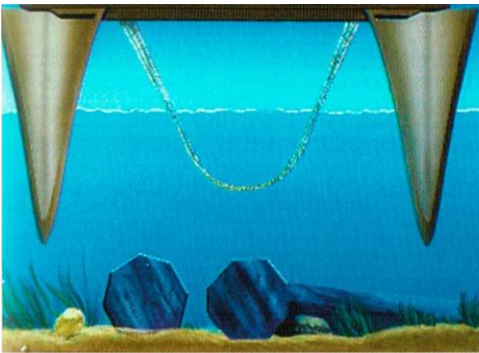
*»Taaroa saß in seiner Muschel, in der Dunkelheit seit Ewigkeiten. Die Muschel war wie ein Ei, das im endlosen Weltall trieb. Es gab keinen Himmel, kein Land, kein Meer, keinen Mond, keine Sonne, keine Sterne. Alles war Dunkelheit.«* [9]

Und auf den Samoa-Inseln wird über den ursprünglichen Gott Tagaloa berichtet:

*»Gott Tagaloa schwamm in der Leere, er hat alles geschaffen. Vor ihm gab es keinen Himmel, kein Land, er war ganz allein und schlief in der Weite des Raumes. Es gab auch kein Meer, noch war die Erde damals. Sein Name war Tagaloa-fa'atutupu-nu'u, was ^Entstehung des Wachstums< bedeutet.«* [10]

Weiß denn die Bibel etwas anderes?

*»(1) Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. (2) Die Erde aber war wüst und öde, und Finsternis lag auf der Urflut,*



*und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. (3) Und Gott sprach, es werde Licht. Und es ward Licht...«* (1. Mose 1-3) [11]

Später erschuf der biblische Gott Pflanzen, Tiere und den Menschen. Das Wachstum kam erst nach der Landung. Nicht anders bei *Tagaloa-fa'atutupu-nu'u*.

Der Kulturbringer in Melanesien, Suganainoni mit Namen, soll mit »Rauch und Feuer« [12] vom Himmel gestiegen und ebenso spektakulär wieder verschwunden sein. Damals sollen Riesen versucht haben, eine gigantische Treppe zum Himmel zu bauen, was der Gott Suganainoni vereitelte. Eine Parallele zum Turmbau zu Babel?

Auf den Südseeinseln wimmelt es von Legenden ähnlicher Art, und stets könnte man Querverbindungen zu den Überlieferungen in anderen Teilen der Welt herstellen. Eine derartige Arbeit ist tatsächlich vor 40 Jahren geleistet worden. Damals veröffentlichte der Ethnologe Karl Kohlenberg in einem dicken Wälzer Hunderte von weltweiten mythologischen Zusammenhängen [13]. Kein Fachbereich für Ethnologie hat sich je dafür interessiert. Die Völkerkunde scheint im vorletzten Jahrhundert stecken geblieben zu sein.

Vor 30 Jahren verbrachte ich einige Wochen auf Kiribati, das ist eine Gruppe von 16 Inseln, die bis 1977 zur britischen Kronkolonie der Gilbert Islands gehörten. Dann wurden die Inseln selbstständig und wechselten ihren Namen. Heute noch leben die Eingeborenen vorwiegend in einfachen Strohhütten mit Dächern aus Palmblättern. (Bild 22) Mit nur 973 km<sup>2</sup> schwimmen die Kiribati-Inseln im Stillen Ozean und geben rund 60000 Mikronesiern Boden unter den Füßen. Nach neuesten Forschungen ist Kiribati seit mindestens 3000 Jahren bewohnt. 3000 Jahre ohne schriftliche Überlieferungen sind eine lange Zeit. In Tarawa, dem Hauptort der Inseln, vergrub ich mich in die Legenden. Sie wurden erst im letzten Jahrhundert von einheimischen Forschern zusammengetragen und veröffentlicht. Und wie wir gleich sehen, begann wieder alles im Weltall:







## Die Geschichte von Nareau

Vor langer, langer Zeit gab es den Gott Nareau. Niemand weiß, woher er kam, niemand weiß, wer seine Eltern waren, denn *Nareau flog allein und schlafend durch das Weltall*. Im Schlaf hörte er, wie dreimal sein Name gerufen wurde, doch der, der ihn rief, war ein »Niemand«. Nareau erwachte und sah sich um. Da war nichts als Leere, doch als er unter sich blickte, sah er ein großes Objekt. Es war *Te-Bomatemaki* - was »Erde und Himmel gemeinsam« bedeutet. Nareaus Neugier ließ ihn herniederfahren, und vorsichtig betrat er *Te-Bomatemaki*. Dort gab es kein Lebewesen, keine Tiere, keine Menschen, nur ihn, den Schöpfer. Viermal umfuhr er die von ihm gefundene Welt von Nord nach Süd, von Ost nach West, und er war allein. Schließlich grub Nareau ein Loch in *Te-Bomatemaki*, füllte es mit Wasser und Sand, mischte beides zu Fels und befahl dem Fels, zusammen mit der Leere *Nareau-Tekikileia* zu gebären. Schließlich schuf Nareau Pflanzen, Tiere und Menschen, denen er die Sprache beibrachte. Dann beschloss er, »den Himmel von der Erde zu lösen.« [14]

Der Ethnologe Arthur Grimble fügte eine wichtige Ergänzung hinzu:

»Und als die Arbeit getan war, sagte Nareau, der Schöpfer: >Genug! Es ist getan! Ich gehe, um nicht mehr zurückzukehrend So ging er, um nie mehr zurückzukehren, und kein Mensch weiß, wo er sich seither aufhält.« [15]

Die ersten vernunftbegabten Wesen mussten sich Worte einprägen, die zu denken geben:

*Nabawe* bedeutet »konzentrierte Kraft des Alters«.

*Karitoro* bedeutet »konzentrierte Kraft der Energie«.

*Kanaweawe* bedeutet »konzentrierte Kraft der Dimension«.

*Ngoangkoa* bedeutet »konzentrierte Kraft der Zeit«.

*Auriaria* bedeutet »konzentrierte Kraft des Lichtes«.

*Nei tewenei* bedeutet »Komet« oder »Bewegung am Himmel«.

Von überheblichen Kritikern, die nichts wissen oder bestenfalls mal einige Semester Ethnologie studiert haben - und dies für einen begrenzten geografischen Raum - höre ich immer wieder, Gemeinsamkeiten hätten nichts zu sagen. Sie seien psychologisch erklärbar. Herhalten darf jeweils Carl Gustav Jung (1875-1961). Er wertete die mythischen Betrachtungen der Urvölker als »archetypische Bewusstseinsentwicklungen«, in denen das »kollektive Unbewusste« seine Entsprechung von Gut und Böse, Freude und Strafe, Leben und Tod finde. Für Jungs Theorien von den »Individuationen« und vom »Archetypus« müssen angeborene Verhaltensweisen herhalten. Der Mensch habe immer das Bedürfnis gehabt, es den Vögeln gleichzutun. So seien die Legenden um das Fliegen zu verstehen.

In welcher Zeit leben wir eigentlich? Die psychologischen Exegesen gehen mir nicht nur gegen den Strich, sie sind auch völlig realitätsfremd. Da wird versucht, gemeinsame Aussagen der Urvölker durch eine psychologische Salzsäure zu zerfressen. Übrig bleibt eine nichtssagende Selbstgefälligkeit.

Mit heutigem Wissen ergeben die Mosaiksteine um den Schöpfer Nareau (und andere!) durchaus Sinn. Man stelle sich ein Raumschiff vor, in welchem der Pilot (vermutlich mit der gesamten Mannschaft) im Tiefschlaf lag. Diese Variante wird von unserer Raumfahrtmedizin seit Langem diskutiert, um Astronauten über weite Distanzen am Leben zu erhalten. Irgendwann stellen die Schiffssensoren fest, dass ein Sonnensystem erreicht ist, und der Bordcomputer weckt den Piloten. *Nareau flog allein und schlafend durch das Weltall, im Schlafe hörte er, wie dreimal sein Name gerufen wurde, doch der, der ihn rief, war ein Niemand.*

Der zum Leben erwachte Kommandant sieht um sich zwar immer noch die Schwärze des Alls, doch unter sich einen Planeten. *Nareau erwachte und sah sich um. Da war nichts als Leere, doch als er unter sich blickte, sah er ein großes Objekt. Es war Te-Bomatemaki - was »Erde und Himmel gemeinsam« bedeutet.*

Nareau wagt eine Landung, prüft den Boden, die Zusammensetzung der Luft. Stellt fest, dass weil und breit kein Leben existiert. *Nareaus Neugier ließ ihn herniederfahren, und vorsichtig betrat er Te-Bomatemaki. Dort gab es kein Lebewesen, keine Tiere, keine Menschen, nur ihn, den Schöpfer.* Die erste

Erkundung reicht nicht, wie sieht es auf anderen Kontinenten aus? Also umrundet er den ganzen Planeten mehrmals, um sicher zu sein, in kein fremdes Iloheitsgebiete eingedrungen zu sein. *Viermal umfuhr er die von ihm gefundene Welt von Nord nach Süd, von Ost nach West, und er war allein.*

Mit der Technik, die ihm zur Verfügung stand, fand Nareau rasch Wege, um die Erde zu bewässern. Pflanzensamen, von denen es genug an Bord gab, wurden abgelassen und schließlich Lebewesen erschaffen. Um Lebensformen entstehen zu lassen, ist eine genetische Samenbank vonnöten. Genau die dürfte in einem interstellaren Raumschiff zum Standardinventar gehören. Von ihrem fernen Heimatplaneten aus können die Raumfahrer schwerlich wissen, auf welchen Planeten zwar Lebensvoraussetzungen vorhanden sind, doch kein Leben.



Doch weshalb überhaupt Leben schaffen? Die Raumfahrer müssen überleben, ihre Nahrungsvorräte auffrischen. Dazu brauchen sie Speis und Trank. Organisches Material. Die biblische Schöpfungsgeschichte berichtet nichts anderes. Dort sammelte Gott Wasser und ließ Kraut und Bäume entstehen (1. Mose 1,9 ff.). Dann erst folgten die Tiere im Wasser, in der Luft und auf der Erde - ein jegliches nach seiner Art. Und als Krönung der Mensch - nach Gottes Ebenbild.

Erstaunlich in der Schöpfungsgeschichte von Nareau sind Begriffe wie »konzentrierte Kraft der Energie«, »konzentrierte Kraft der Dimension«, »konzentrierte Kraft der Zeit«, »konzentrierte Kraft des Lichts«. Unter der »konzentrierten Kraft des Lichts« kann man sich ein Photonentriebwerk vorstellen, das ein Raumschiff auf ungeheure Geschwindigkeiten bringt. Doch jede Beschleunigung ist an »die konzentrierte Kraft der Dimension« gebunden. Die Überbrückung riesiger Distanzen ist ihrerseits an die »konzentrierte Kraft der Zeit« und an das Aller - das Überleben - der Mannschaft, gekoppelt (die »konzentrierte Kraft des Alters«). Eigentlich ganz sinnvoll. Nur konnten wir über Jahrtausende nichts verstehen. Aus der Sicht des anbrechenden Raumzeitalters lichten sich die Schleier.



## Tabu-Punkte und Navigationssteine

Heute noch fürchten die Bewohner Kiribatis bestimmte Punkte auf den Inseln, die als »Tabu-Orte« gelten, weil dort einst mächtige Geister« wirkten. Mithilfe der Einwohner durfte ich zwei derartige »Tabu-Punkte« an der Südspitze der Insel Arorae besichtigen. (Arorae gehört zu Kiribati; nicht zu verwechseln mit der Insel Aurora.) Am Boden lag ein von Steinen eingefasstes Quadrat. (Bild 23) Das sollte ein »Tabu-Punkt« sein? Als ich in das Rechteck treten wollte, hielt mich meine Begleitung zurück: »Nein! Bitte nicht hineintreten!« Auf meine fragen erfuhr ich, wer über das Quadrat laufe, würde krank. Selbst die Vögel würden nicht darüberfliegen. Tatsächlich spross innerhalb des Quadrats nicht einmal Unkraut. Ich gehorchte der Warnung.

Der zweite »Tabu-Punkt« erwies sich als rechteckiges Mäuerchen. In der Mitte war ein Loch freigelassen, geradeso, als würde es zu einem Brunnen führen. (Bild 24) Ich blickte hinein, doch da war kein Wasser. Die Einheimischen erklärten, wenn ich die Hand darüber hielt, würden sich meine Haare auf dem Handrücken aufstellen. Ich versuchte es und hatte tatsächlich das Gefühl, eine Schwingung zu spüren.

Die Insel Arorae ist gerade mal vier Kilometer lang und wenige Hundert Meter breit. Auf der Südspitze ragen vom Wind und Wetter zerborstene, rechteckige Steinbrocken aus dem Boden. Jeder Block wies auf der Oberkante eine Rille auf, und Stein für Stein zeigte in eine andere Richtung. Meine Begleitung klärte mich auf, es handle sich um »Navigationssteine«. (Bild 25 und 26)

Was sollte das sein? Zwei der Steine bestanden aus Granit, der auf den Inseln ansonsten nicht zu finden ist, die anderen zeigten Merkmale von Basalt. Jeder Stein - so lernte ich - wies auf eine andere Insel. Die Urväter hätten mithilfe der »Navigationssteine« ferne Zielpunkte anvisiert, bevor sie in ihren geschmückten Kanus lospaddelten.

In meiner schwarzen Tasche, die mich seit Jahrzehnten begleitet, führte ich auch eine Karte des pazifischen Raumes und einen Kompass mit. Ich richtete Karte und Kompass aus und stellte mich hinter die Steine. Eine südlich gerichtete Visierrille wies ohne Abweichung auf die 1800 Kilometer (Luftlinie) entfernte Insel Niutao. Niutao gehört zu den Ellice Islands (seit 1978 Tuvalu). Eine weitere Linie zeigte punktgenau auf Westsamoa, 1900 Kilometer (Luftlinie) weit weg östlich der Fidschi-Inseln. Über eine dritte Linie peilte ich die 4700 Kilometer (Luftlinie) entfernten Tuamotu-Inseln im südlichen Stillen Ozean an. Wie war das möglich? Kannten die Ureinwohner von Kiribati den Kompass?

»Ja!«, versicherte ein aller Mann in meiner Begleitung mit sichtlichem Stolz. Den Kompass und die Unterweisung zur Bedienung hätten die Vorfahren von einem Gott erhalten. Der sei so groß und stark gewesen, dass er Kokosnüsse aus den Palmkronen pflücken konnte und die Nüsse auch mit der Hand zerdrückte. Auch habe er seine Fußspuren zur Erinnerung »in den Boden eingedrückt« [16], Noch lange bevor die christlichen Missionare anrückten, hätten sie diese Fußspuren verehrt. Ich habe sie fotografiert. (Bild 27)

Steinerne Zeugnisse zu Ehren der Götter existieren auf den weit verstreuten Inseln der Südsee. Man nennt die unverstandenen Bauten meist »Marae«, und der Grund für die Bauwerke ist umstritten. Selbst auf der weltbekannten Touristik-Insel Tahiti existiert so ein »Marae«, ein heiliger Ort. (Bild 28) Auf der Insel Raiatea in Französisch-Polynesien steht im Zentrum des »Marae« ein Monolith, der von »Mana« beseelt sein soll. (Bild 29 bis 32) »Mana« gilt hier als Schwingung, die Krankheiten heilen kann.

Eine schreckliche, doch gleichsam belehrende Legende im gesamten Südseeraum, deren Ursprung den Maori auf Neuseeland zugeschrieben wird, ist diejenige vom Vogel Rupe.

Einst soll Hina, eine Schwester des göttlichen Vogels Rupe, von einem Menschen geschwängert worden sein. Der versteckte Hina auf einer fernen Insel in einem Haus, das mit einem »Schutzschirm« umgeben war. Dieser »Schutzschirm« verhinderte jeden Zutritt von außen und verunmöglichte es Hina, das Gefängnis zu verlassen. Als die Geburtsstunde nahte, konnte ihr niemand beistehen. In ihrer Not rief sie »Rupe! Rupe! Bitte hilf mir!« [17] Bald erdröhnte Lärm über dem



Haus, und der göttliche Rupe rief seiner Schwester zu: »Hina, ich bin da.«

Doch Rupe konnte erst zu seiner Schwester gelangen, nachdem er den »Schutzschirm« durchbrochen hatte. Nach der Geburt bat Hina ihren Bruder, er möge sie in ihre Heimat zurückfliegen. Doch vorher sollte er die Inselbewohner evakuieren. Rupe erklärte, dafür müsse er dreimal aufsteigen, mehr Platz sei nicht auf seinem Rücken. So nahmen die Insulaner auf Rupe Platz, der sie weit hinaus über das Meer flog und dort ins Wasser kippte. Schließlich holte er Hina und ihr Kleinkind ab. Hoch in der Luft fliegend, sah Hina Kleidungsstücke der Inselbewohner auf den Wellen des Meers schwimmen und fragte ihren Bruder Rupe, weshalb er die Menschen getötet habe. Er antwortete: »Sie haben dir Unrecht getan, als du auf ihrer Insel lebstest. Sie haben dich eingesperrt, und niemand half dir bei der Geburt. Deshalb wurde ich zornig und habe sie alle ins Meer geworfen.«

Eine brutale Art, den Menschen Hilfsbereitschaft beizubringen.







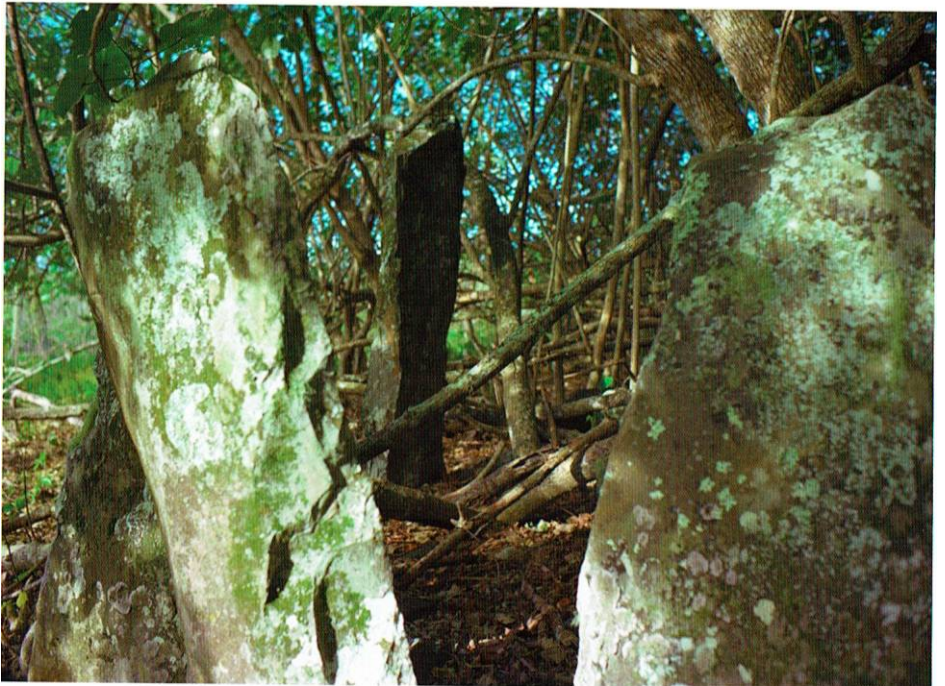
▶ 28



▶ 29



▶ 30



▶ 31





## Meinungen von gestern

Immer wieder stolpere ich im Wust der ethnologischen Literatur über vorgefasste Lehrmeinungen, die im letzten Jahrhundert oder noch früher in die Bücher wanderten und denen niemand zu widersprechen wagt. Die Augen sind blind, die

Gedanken stumpf geworden. Die Wissenschaft, lese ich, könne fantastische Lösungen nicht akzeptieren, weil kein empirischer, belegbarer Unterbau vorliege. Dabei gibt es sehr wohl auch optisch belegbare Artefakte, welche die Mythen unterstützen. Die überholten Ansichten, vor 60 Jahren bestimmt vorgetragen von klugen Gelehrten, werden in meinen Augen Tag für Tag fantastischer und unglaubwürdiger, während die zeitgemäße Betrachtung einen realen Hintergrund bekommt.

Drei Voraussetzungen bilden die Grundlagen aller Forschung: Freiheit des Denkens, Gabe der Beobachtung, Sinn für Zusammenhänge. Dem möchte ich noch eine vierte beifügen: Überwindung des Zeitgeistes.

Nicht nur in Indonesien geistert der Mehrzweck-Vogel Garuda, das Reittier des Gottes Vishnu, durch die unsterblichen Überlieferungen. (Bild 33) Garuda warf selbstständig Bomben ab, löschte Feuerbrünste, flog zum Mond und transportierte - je nach Bedarf - auch Menschen. Seine Abbildungen und Reliefs in unzähligen Tempeln gehören zum »empirischen, belegbaren Unterbau« der Garuda-Forschung. Weshalb soll dasselbe Prinzip nicht auch für die Götter der Südsee wie Rupe, Nareau, Tagaloo, Rongomai oder Pourangahua gelten? Letzterer zählt zu den Maori-Legenden Neuseelands und er passt genauso zu den anderen antiken Fliegern wie Garuda.

Gott Pourangahua flog auf einem »magischen Vogel« [18] von Hawaiki nach Neuseeland. Die Überlieferung über den Gott Pourangahua berichtet:

*»Ich komme, und eine unbekannte Erde liegt unter meinen Füßen. Ich komme, und ein neuer Himmel dreht sich über mir. Ich komme, und die Erde ist ein friedlicher Rastplatz für mich.«*

Der empirische Unterbau sind die vergleichende Mythologie und die Darstellungen dieser Götter in Holz und Stein.





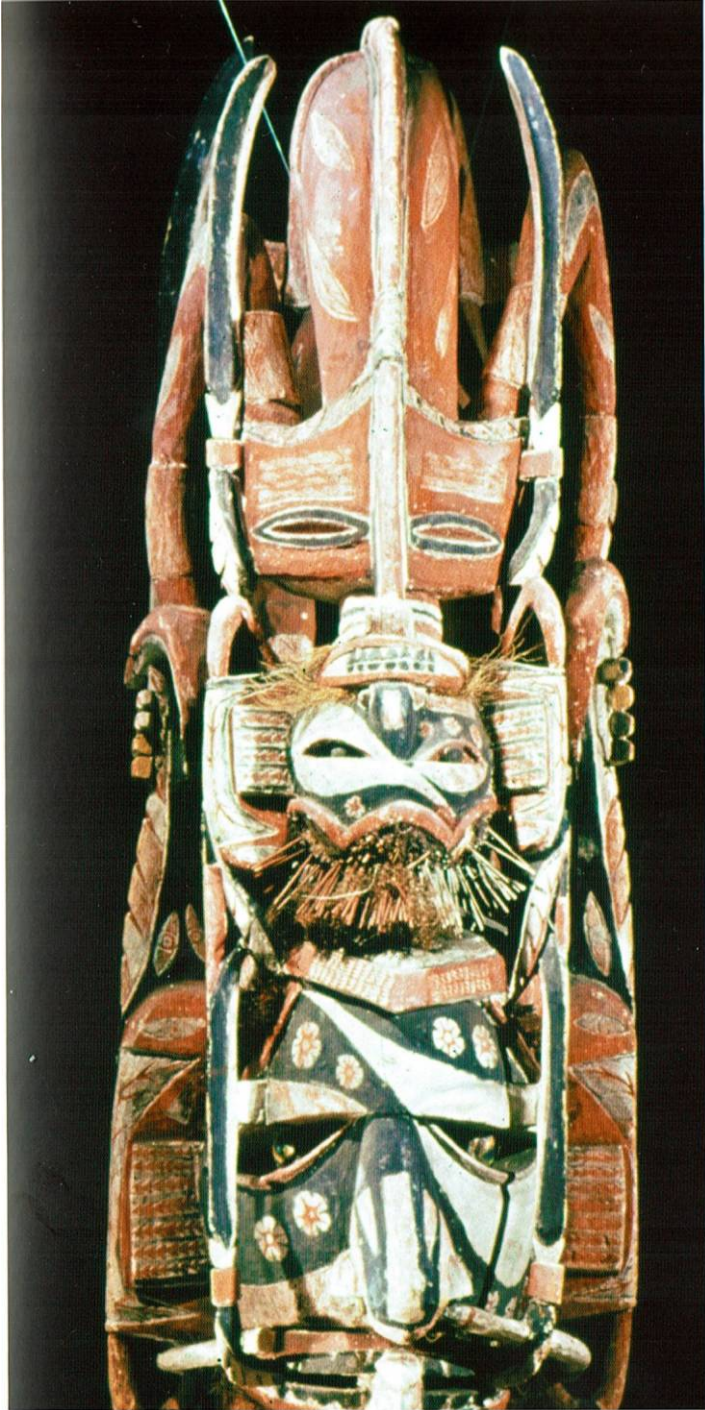
## Kultkram und Ritualmasken

Alljährlich finden auf den Fidschi-Inseln Rituale zu Ehren der alten Götter statt. Die Masken, welche sich die Vortänzer dabei überstülpen, sind Vogelmasken. (Bild 34) Nicht etwa, wie von psychologischer Seite dargetan, weil die Menschen schon immer das Bedürfnis hatten, es den Vögeln gleichzutun, sondern schlicht deshalb, weil die Menschen der Südsee ihre alten Götter imitieren. Und in ihrer Vorstellungswelt konnten die nun mal Iiegen. So tauchen in den oft kleinen Museen des pazifischen Raumes sogenannte Ritualkleider, Ritualmasken, Kultmasken oder Ritualrequisiten auf, mit denen antike Ein-Mann-Fluggeräte gemeint sind. Bild 35 zeigt den Oberteil des indonesischen (auch indischen) Gottes Garuda. Dabei symbolisieren die beiden hochgestellten Hölzer die Flügel. Dasselbe Motiv existiert aber gleich mehrfach im *Bishop Museum* von Honolulu (Hawaii). Bild 36 und 37 zeigen derartige »Ritualmasken«, welche sich die Tänzer über den Kopf stülpen. Durch die unteren Halbringe werden die Oberarme geführt, und durch Auf-und-ab-Bewegungen wird die Schwingung der Flügel dargestellt. Bild 38 zeigt eine derartige Flügelmaske in Ruhestellung. Selbst die Arm- und Beistützen, oft sogar das komplette Korsett, in welches sich der Tänzer zwingen musste, ist über Jahrtausende in der Folklore in Erinnerung geblieben. In der Vorstellung der Künstler demonstrieren die Bilder 39 und 40 die sitzende Haltung des urzeitlichen Fliegers. Bild 41 zeigt einen technisch anmutenden, fliegenden Fisch, der drei Menschen mit sich führt. Der Haltung nach scheint die mittlere Figur als »Pilot« zu fungieren. Ein kleiner Bildvergleich zwischen dem Gott Maui auf dem »Fisch« und dem (angeblichen) Fürsten Pacal auf der Grabplatte von Palenque (Mexiko; Bild 42) spricht Bände. Dabei sollten beide Bilder sowohl horizontal wie auch vertikal betrachtet werden. »Ihr Menschen habt Augen, um zu sehen, und seht doch nichts« (biblischer Prophet Hesekiel).











Die Hauptstadt von 'longa, der Inselgruppe Südwest Polynesiens, heißt Nukualofa. Dort, auf der I Hauptinsel Tongatabu, bestaunt der Tourist verschiedene mehrstöckige Tempelerrassen, die auch heute als heilige Bezirke betrachtet werden. Das größte monolithische Bauwerk wird »Haamonga« (Bilder 43 und 44) genannt, ein Steintor, durch welches irgendwann feierlich der Gott Rongomai treten soll. Seine Rückkehr wird genauso erwartet wie diejenige der anderen Götter.

Die Osterinsel gehört ebenso zum weiträumigen Kapitel »Südsee« wie Kiribati oder Temuen. Doch ist über die Osterinsel schon so viel geschrieben worden - auch von mir! -, dass ich das Thema nur kurz berühren möchte. Dabei kann ich den Katalog der Fragen ergänzen, die trotz aller Forschung und Literatur immer noch offen sind.





▶ 41



▶ 42



► 43



► 44



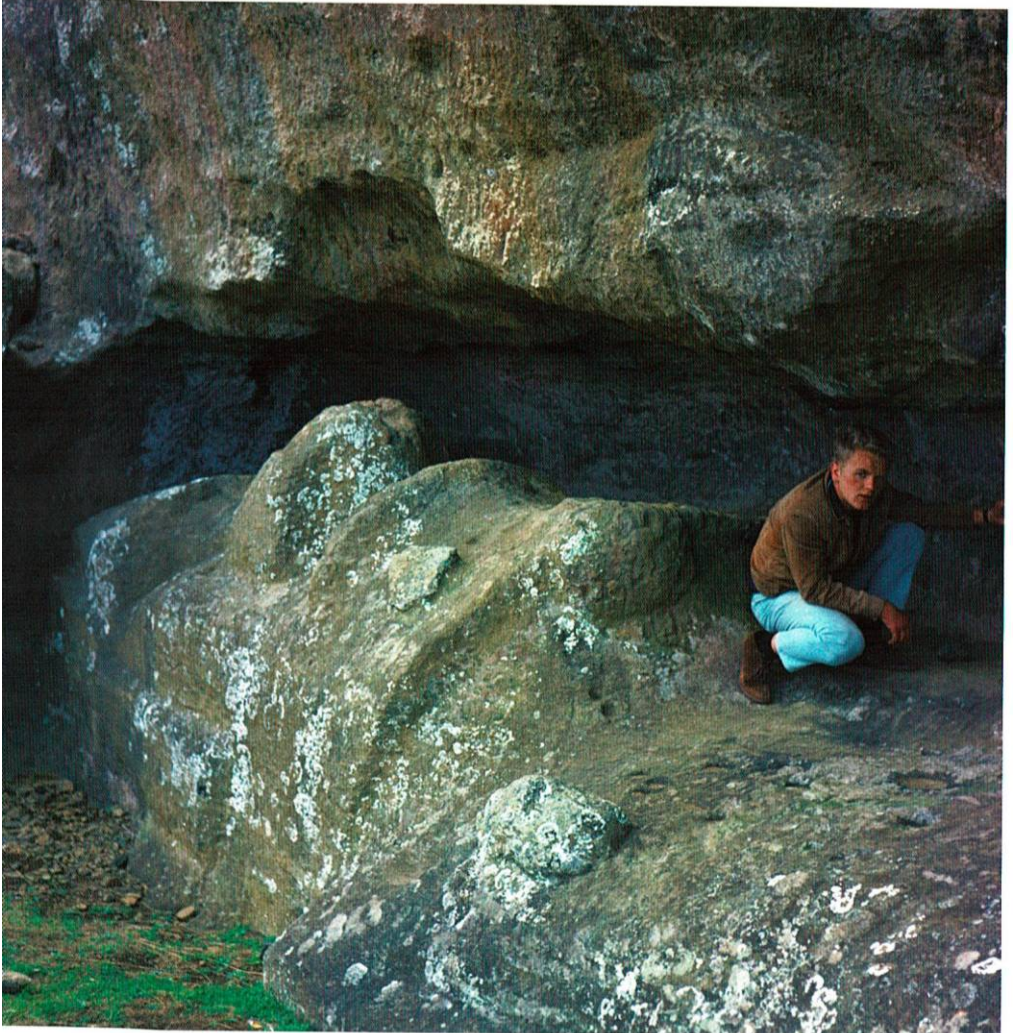


## Fragen zur Osterinsel

*Wen* wollten die Osterinsulaner mit ihren Statuen eigentlich darstellen? Irgendeinen Häuptling? Die verstorbene Rasse von hochverehrten Ahnen? Fremde Besucher? Abbilder der Einheimischen sind die Statuen mit Sicherheit nicht. Die Inselbewohner sind gemütliche Menschen mit weichen Gesichtszügen, leicht wulstigen Lippen, der allen Polynesianer! gemeinsamen breiten Nase und der schwarzen Haartracht. Ihre Augen sind mandelförmig, das Kinn ist sanft abgerundet.

Die Osterinsel-Statuen hingegen zeigen roboterähnliche, stumpfe Gesichter mit zusammengekniffenen, schmalen Lippen, langen, spitzen Nasen und tiefliegenden Augen. Sie passen in kein Kulturbild. *Wen* also hämmerten die Osterinsulaner in Stein? *Wen* verehrten oder fürchteten sie? Welcher Zwang, meinetwegen welcher Glaube, spornte sie zu ihrem Werk an?

Die Statuen sollen sozusagen »erst kürzlich« - vor etwa 800 bis höchstens 1500 Jahren - entstanden sein. Diese Datierungen stammen von Holzkohlenresten und Knochen. Nur passt das Datum hinten und vorne nicht zum meterdicken Schutt, der *über* den Statuen lag. (Bild 45) Damals, bei der Entdeckung, ragten gerade mal die Köpfe aus dem Boden. Die eigentlichen Körper steckten im Erdreich. Ich habe das Glück, die Osterinsel noch vor 50 Jahren fotografiert zu haben, zu einer Zeit, als sie touristisch nicht erschlossen war. Die Bilder belegen es. Natürlich ist mir bekannt, dass Thor Heyerdahl [119] neben den unvollendeten Statuen Hunderte von Steinfäustlingen fand. Daraus wurde der Schluss gezogen, damit seien die Figuren aus dem Fels gehämmert worden. Die Abstände zwischen Fels und Statuen betragen aber bis zu 1,84 m (Bild 46), und dies bei einer Statue von 31,4 m Länge im Krater Rano Raraku. Das ist mit Steinfäustlingen nicht möglich.





► 47



► 48





Beweisen die weggeschmissenen Steinfäustlinge also nur, dass die Arbeit damit *nicht* zu schaffen war? Die Arbeit ist schließlich nicht zu Ende gebracht worden. Die unfertigen Statuen bezeugen es.

Die Eingeborenen selbst bezeichneten ihr winziges Eiland als »Nabel der Welt« [20]. Eine derartige Namensgebung ist von vornherein nur möglich, wenn zumindest einige andere Länder bekannt sind. Im Umkreis von anderthalbtausend Kilometern versteckt sich lediglich ein winziges Inselchen. Dann kommt lange, lange nichts mehr.

Heute noch wird jährlich ein Volksfest veranstaltet, bei dem mutige Jünglinge auf einem kleinen Felsenriff, das der Insel vorgelagert ist, ein Ei finden und unbeschadet zur Hauptinsel hinüberbringen müssen. Ursprünglich soll damit das Ei eines Vogelmenschen gemeint gewesen sein. Steinerne Eier sind unter dem Geröll der Osterinsel mehrfach gefunden worden. (Bild 47 und 48) Sie haben ansehnliche Durchmesser von bis zu einem Meter.

Vogelmensch? Südsee-Legenden? Auf der Osterinsel gibt es Petroglyphen, die ein Mischwesen aus Mensch und Vogel in hockender Stellung darstellen. (Bild 49) Andere unverstandene Felsritzungen sind Bestandteil von Mäuerchen, Höhlenwänden oder großen Felsplatten, die unbeachtet an der Küste auf ihre Auflösung warten. (Bild 50 bis 53)

Ursprünglich trugen die Gestalten rote Hüte mit respektablen Kopfweiten. (Bild 54 bis 56) Sollten diese Hüte dasselbe aussagen wie »Helme« oder »Heiligenscheine«, die man in der weltweiten Felsbildkunst findet?

Bleibt noch das Rätsel der Schrift. Einst trugen einige der Statuen kleine Holztafelchen um den Hals. Zwei davon sind noch im anthropologischen Museum von Santiago de Chile ausgestellt. Die Gravuren zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit der Schrift von Mohenjo-Daro, einer alten Kultur im Industal (Pakistan). Nur die Datierungen wollen unter keinen Hut passen. Die Besiedlung der Osterinsel wird auf etwa 350 nach Christus angesetzt, die Mohenjo-Daro-Kultur existierte mehr als 2000 Jahre früher. Nichts will übereinstimmen.

Die neueste Theorie über die Osterinsel stammt vom deutschen Archäologen Kurt Horedt [21]. Er entdeckte eine bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen germanischen Runen und den unleserlichen Schriftzeichen der Osterinsel. Im



► 50



► 51



▶ 52



▶ 53







16 und 17. Jahrhundert wurde bei Gallchus in Nordschleswig (Deutschland) eine zweizeilige Inschrift mit neun Runen gefunden. Sieben davon tauchen in fast identischer Weise auf den Holztäfelchen der Osterinsel wieder auf. Wie ist das möglich?

Hat es vor anderthalb Jahrtausenden Nordgermanen auf die Osterinsel verschlagen? Das würde, so meint der Archäologe Kurt Horedt, auch die Gesichtszüge der Statuen auf der Osterinsel erklären. Selbst die roten Hüte auf den Köpfen könnten mit den Rotschöpfen der Germanen identisch sein. Dienten also alte Germanen als Vorbilder für die Statuen? Schiffbrüchige vielleicht, die deshalb alle Statuen rings um die Insel aufstellten, um auf sich aufmerksam zu machen? Sollten die Besetzungen anderer Germanen-Kähne, die es zufälligerweise in die Gegend verschlüge, stutzig werden? Schließlich gab es damals noch keinen Funk.

Nichts ist unmöglich. Was mir Kopfzerbrechen bereitet, ist lediglich die Frage: Wie gelangten Germanen - lange vor Kolumbus! - vom Nordatlantik in die Südsee?





▶ 57



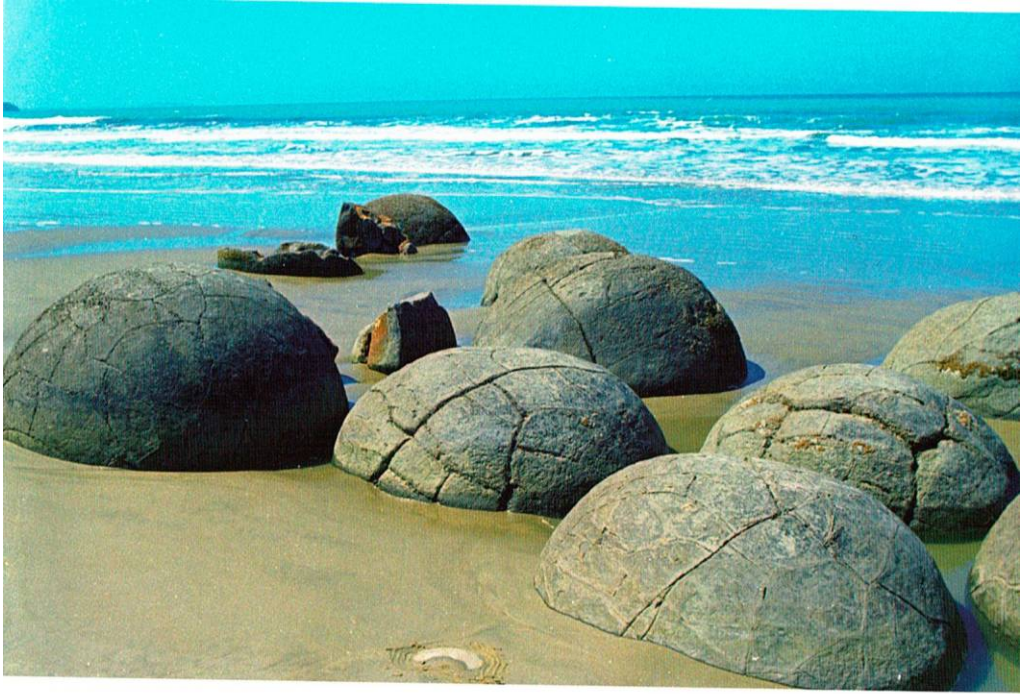
▶ 58

## Kugeln am Meeresstrand

Nördlich von Dunedin in Neuseeland liegen an einem Strand - dem Moeraki Beach - etwa hundert Steinkugeln. Die größte hat einen Durchmesser von 3,16 m. Die riesigen Geoden sprießen buchstäblich aus dem Felsen heraus, rollen einige Meter, liegen still und werden von der täglichen Flut überschwemmt. (Bild 57 und 58) Viele sind zerbrochen, vom Wasser und Wetter zerfressen. Niemand ahnt, wie viele der Kugeln über die Jahrtausende schon, zur Unkenntlichkeit zerbröseln, von der Brandung verschluckt wurden. (Bild 59 und 60) Doch der Fels spuckt frische Kugeln aus dem Sediment, als würde eine Felsenmutter Eier gebären.

Die Geologen versichern, es handle sich um einen völlig natürlichen Vorgang. Die Kugeln, so sagen sie, bilden sich durch Ablagerungen von Kalzit im weichen Sandstein. Dieser Kalzit bilde einen Kern, um den sich über Jahrtausende das Gestein herum verfestige, so ähnlich wie Perlmutter um ein Sandkörnchen. Der Vergleich hinkt, denn die Muschel mit der Perle bewegt sich ständig im Wasser, der Fels hingegen rührt sich nicht. Wieso eigentlich geschieht dieses geologische Wunder nicht auch an vielen anderen Stränden der Welt? Und weshalb soll sich das Gestein um den Kalzitkern *kugelförmig* verfestigen? (Bild 60 bis 63)

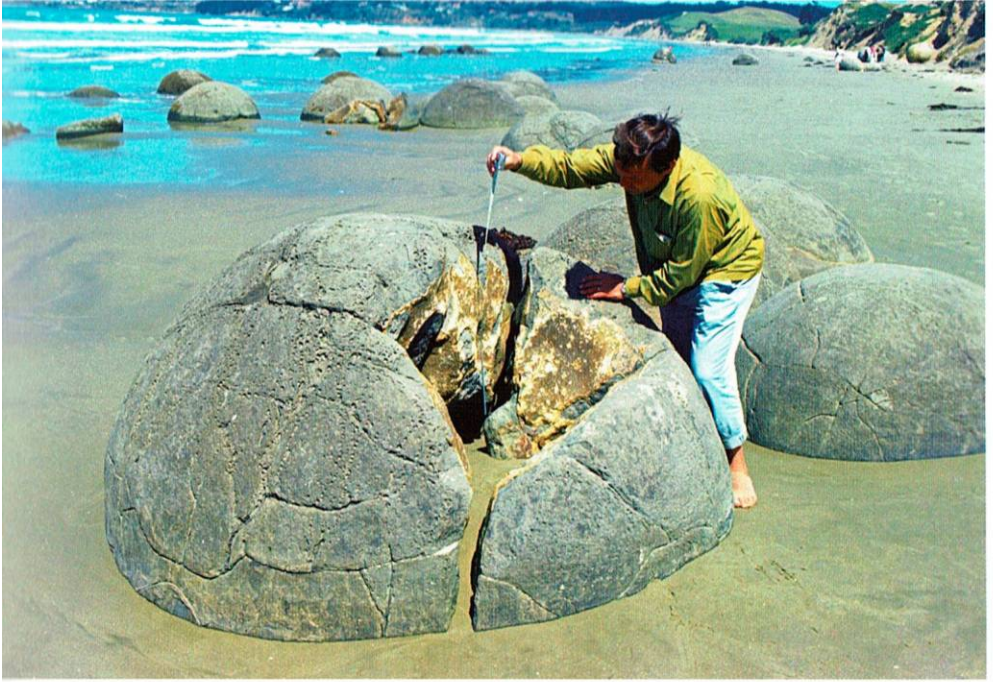
Die Maori, die Ureinwohner Neuseelands, nennen die Kugeln Te Kai-hinaki. Das zusammengesetzte Wort besteht aus *kai* = Nahrung und *hinai* = Korb. Vor unendlich langer Zeit sei das Schiff Arai Te Uru auf der Suche nach wertvollen Edelsteinen zerstört worden. Ein Flügel unweit des Strandes zeige den versteinerten Körper des Schiffes. Die Kugeln, welche aus den Felsen quellen, enthalten die Nahrung (die Energie?), welche bei der Zerstörung des Schiffes aus den Körben kollerte. Seltsame Geschichte.



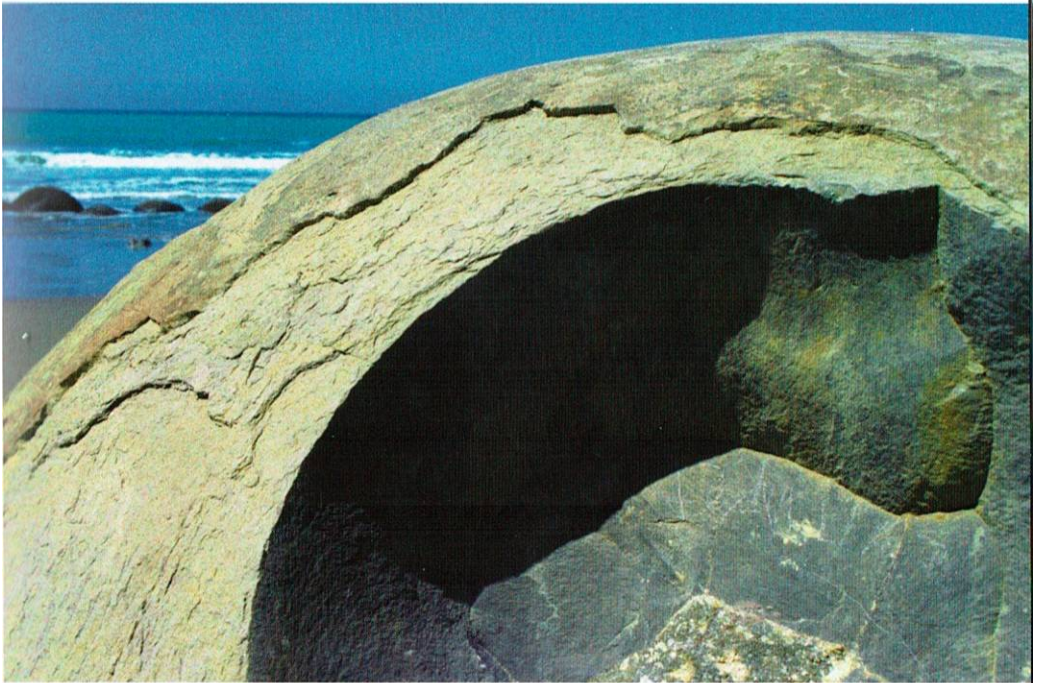
► 59



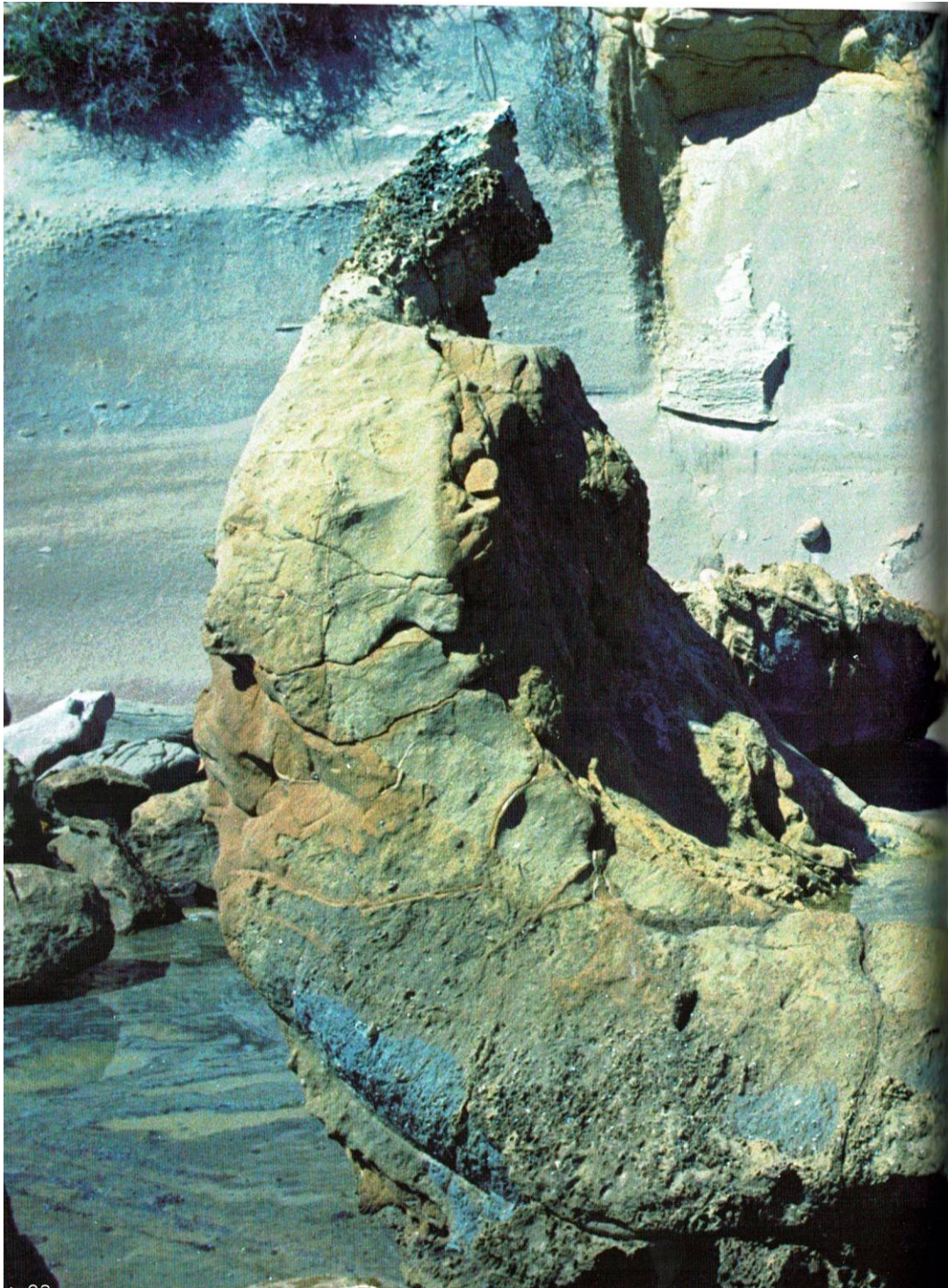
► 60



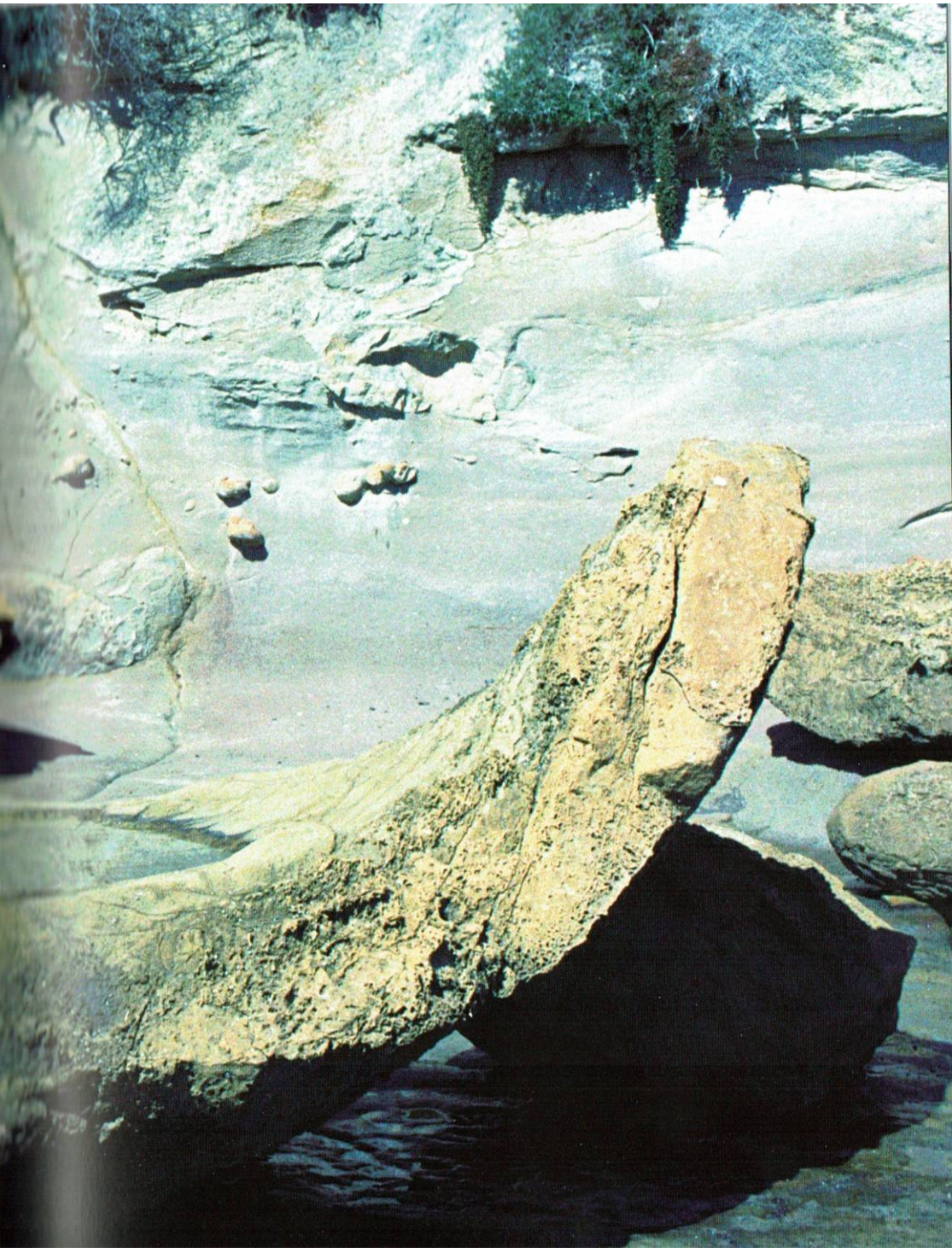
▶ 61



▶ 62





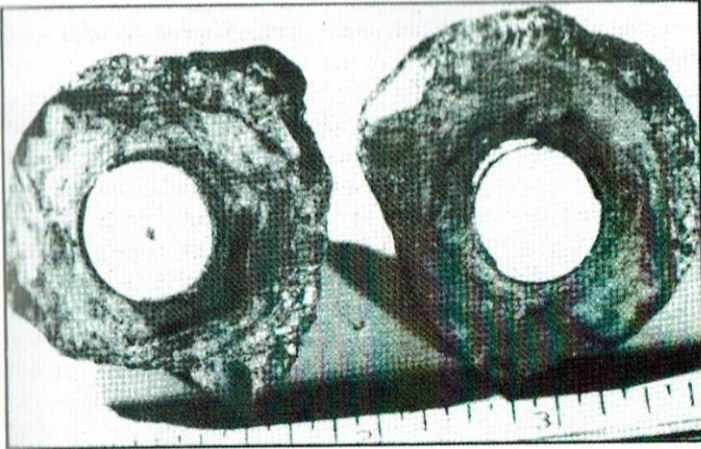


## Unmöglich und doch da

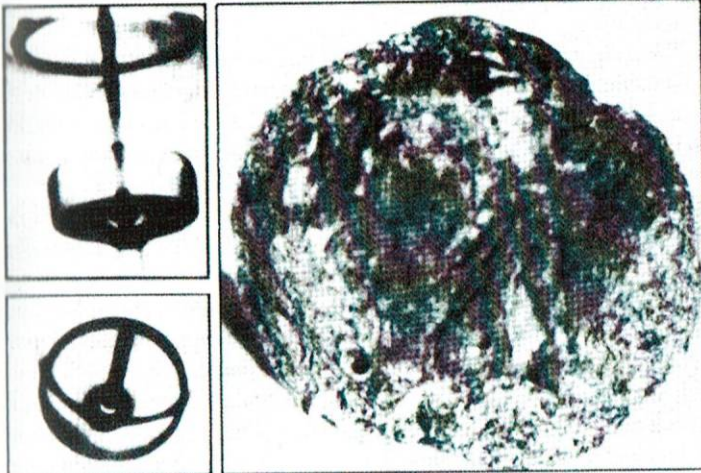
Noch seltsamer ist die Geschichte einer Kugel, die am 13. Februar 1961 sechs Meilen nordöstlich von Olancho, am Rande der Wüste von Amargosa, Kalifornien, gefunden wurde. Damals suchten Mike Mikeseil, Wallace Lane und Virginia Maxey Mineralien und hatten ein besonders scharfes Auge auf Geoden. Die drei waren nämlich gemeinsame Besitzer eines Souvenirladens in Olancho und wussten sehr wohl, wie teuer Geoden verkauft werden konnten. Dies, weil das Innere der Geode herrliche Kristalle birgt. Etwa 120 Meter über dem Owens-See entdeckte die Gruppe eine unregelmäßig geformte Geode und schleppte den Fund mühsam nach Hause. Am nächsten Tag wollte Mike Mikeseil die Kugel in zwei Hälften sägen, um an die Kristalle im Innern heranzukommen. Dazu benutzte er wie immer eine Diamantsäge. Plötzlich zerbrach die Säge. Auch ein neues Sägeband erlitt dasselbe Schicksal. Nun vermuteten die fleißigen Finder ein speziell wertvolles Mineral im Innern der Geode, vielleicht sogar einen Diamanten. Unter vielen Mühen und mithilfe von Hammer und Meißel gelang es ihnen schließlich, die Geode zu halbieren. Die Verblüffung war unbeschreiblich:

Die Außenhaut bestand aus einem Überzug von Meeresfossilien. Dann folgte eine Schicht, die an versteinertes Holz erinnerte. Schließlich zwei Ringe aus einem porzellanähnlichen Material und dazwischen ein blanker Stift von 2 Millimetern Durchmesser und 17 Millimetern Länge. (Bild 64 und 65) Daran war die Diamantsäge zerbrochen. Geologen, von denen keiner seinen Namen nennen will, schätzen das Alter der Geode aufgrund 500000 Jahre.

Was stimmt nicht mit der Vergangenheit der Erde? Es ist vollkommen ausgeschlossen, dass der blanke Stift, von dem man nie herausfand, woraus er eigentlich besteht, von außen in die Geode geriet. Außerdem setzt der Stift hohe Kenntnisse irgendeiner Metallurgie voraus. Und einer Werkstatt. Vor 500000 Jahren.



▶ 64



▶ 65



## 2. Kapitel

# Grüße an die Götter

Es gab eine Zeit, und sie liegt weit zurück, da beherrschten unsere Vorfahren die Schrift noch nicht. Wie sollte man Mitteilungen an zukünftige Generationen hinterlassen? Wo konnte man - zur eigenen Erbauung - malen und zeichnen und die Resultate der jungen Kunst stolz den Stammesangehörigen zeigen?

Die steinzeitlichen Menschen kamen weltweit auf den gleichen Gedanken. Sie beschlossen, Zeichnungen und Ritzungen an ihre Fels- und Höhlenwände zu kritzeln.

Diese Zeichnungen sind - aus heutiger Sicht - ein phänomenales Forschungsgebiet. Zu Beginn vielleicht geradeso langweilig wie Briefmarkensammeln ... bis dem Sammler ein Kronleuchter aufgeht. Diese jahrtausendealte Kunstform, von Völkern zelebriert, die nichts voneinander wussten, nichts voneinander wissen konnten, ist faszinierend. Weshalb? Was soll an langweiligen Felszeichnungen überhaupt interessant sein? Sie existieren im fernen Jemen, in Brasiliens Dschungel des Mato Grosso genauso wie an den Küsten Südchiles. Von

Hawaii bis Zentralchina, von Sibirien bis Südafrika kleben Bildergrüße von Steinzeitmenschen, Postkarten aus einer fernen Vergangenheit. In den wenigsten Fällen kennen wir die Stämme, die ihre Felsen bekritzelten, und so kommt denn so manches Steinzeitvolk posthum zu einem Namen - getauft von der Wissenschaft unserer Zeit.

Wie viele Felszeichnungen mag es weltweit geben? Es müssen Abermillionen sein. Selbst kleine Inselchen und höchste Berge warten mit Petroglyphen - wie die Felsritzung in der Fachsprache heißt - auf. Es gibt sie im eiszeitlichen Alaska genauso wie an den glühenden Felswänden der Kimberley-

Berge Australiens, desgleichen im fernen Kalifornien, auf der Osterinsel und im Industal von Pakistan. Und das Unheimliche daran sind die Motive.

Nun ist es selbstverständlich, dass Steinzeitmenschen immer wieder Jagdszenen darstellten. Auch die Sonne, der Mond, Kreise, Strichmännchen und Handflächen gehören zum Alltagsbereich. Von dieser Art Felszeichnungen könnte ich einige Tausend präsentieren. Mein Archiv ist gut bestückt. Bildbände sind darüber entstanden, ich nenne im Literaturverzeichnis nur die wichtigsten [22-32]. Wo liegt der Unterschied zwischen anderen Bilderbüchern mit Felszeichnungen und diesem? Die jeweiligen Forscher konzentrierten sich auf einen vorher festgelegten geografischen Raum. Doch kurios wird es erst, wenn bestimmte Formen unisono mit den gleichen Attributen versehen werden, als ob eine Buschtrommel die Schwingungen über alle Kontinente getragen hätte: Götter sind die mit den Strahlen! Meine Absicht ist der interkontinentale Vergleich dieser erstaunlichen Gestalten.







▶ 69



▶ 70



## Vorbindung zwischen den Kontinenten?

Australien liegt weit weg von den anderen Kontinenten, und in vorgeschichtlichen Zeiten hatten die Ureinwohner Australiens, die Aborigines, sicherlich keinen Kontakt mit dem Rest der Welt. Dennoch entstanden, vorwiegend in den Kimberley-Bergen im Nordwesten des Kontinents, ganze Gemäldegalerien der Ureinwohner. Die Motive wiederholen sich, Götter mit gleißenden Gesichtern, mit Strahlenkränzen um die Häupter, ja sogar mit Anzügen um die Leiber. 1981 fotografierte ich

Hunderte von Bildern, teils in prächtigen Farben, und fragte mich immer wieder: Was diente den Ureinwohnern nur als Vorlage? Da taucht eine lang gezogene Gestalt mit zwei »Anleimen« auf (Bild 66). Dann Götter und Göttinnen mit großen Augen und Brillen. Die Aborigines nennen sie »Wondinas«

Muttergöttinnen. Eine große Figur liegt quer (Bild 67), sie scheint so etwas wie einen Mantel zu tragen. Der engelsgleiche Kopf von Bild 68 wird beidseitig von Strichen begleitet, als wären es Botschaften. Zwar tauchen die Wondina-Gestalten alle in den gleichen Farben und mit den gleichen Gesichtern auf, und doch sind es unterschiedliche Darstellungen. Man achte auf die begleitenden Zeichnungen auf Bild 69 und

70. Auf den ersten Blick könnte man denken, die Figur mit den gespreizten Armen und Beinen (Bild 71 und 72) sei dieselbe. Stimmt nicht. Der »Kranz« um den Strahlenkopf, die ungleich breite Zunge, der bumerangartige Gegenstand unten rechts beweisen es. Auf einem Bild fehlt er. Auch die beiden Strahlenwesen auf den Bildern 73 und 74 sind nicht identisch.

Die große Gestalt auf Bild 75 trägt über dem »Heiligenschein« noch einen zweiten, übergroßen Strahlenkranz. Eine besondere Verehrung?

Als der deutsche Forschungsflieger Hans Bertram im Oktober 1940 in den Kimberley-Bergen eine Notlandung hinlegen musste, wurde er von den Aborigines nur deshalb nicht getötet,

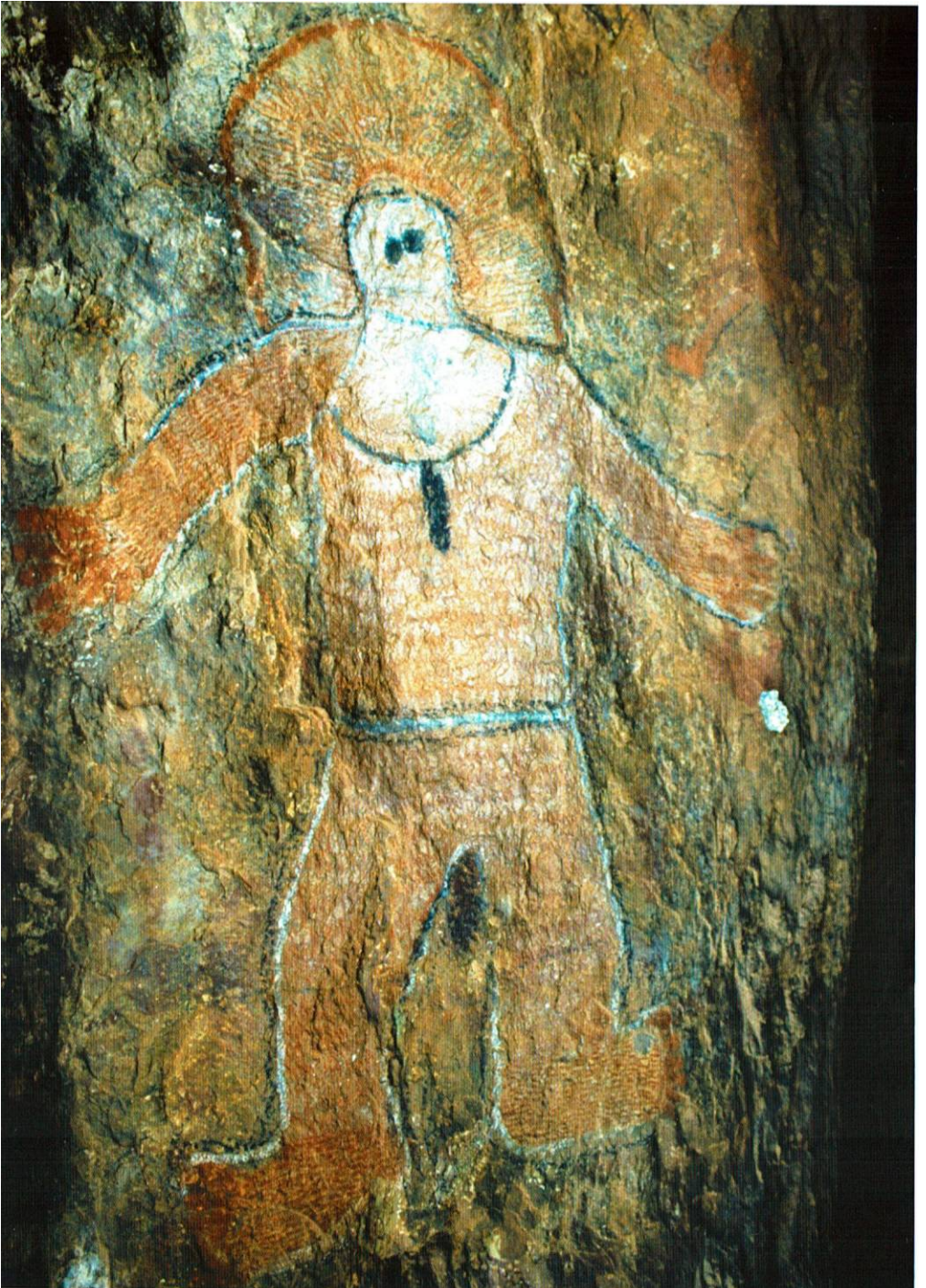




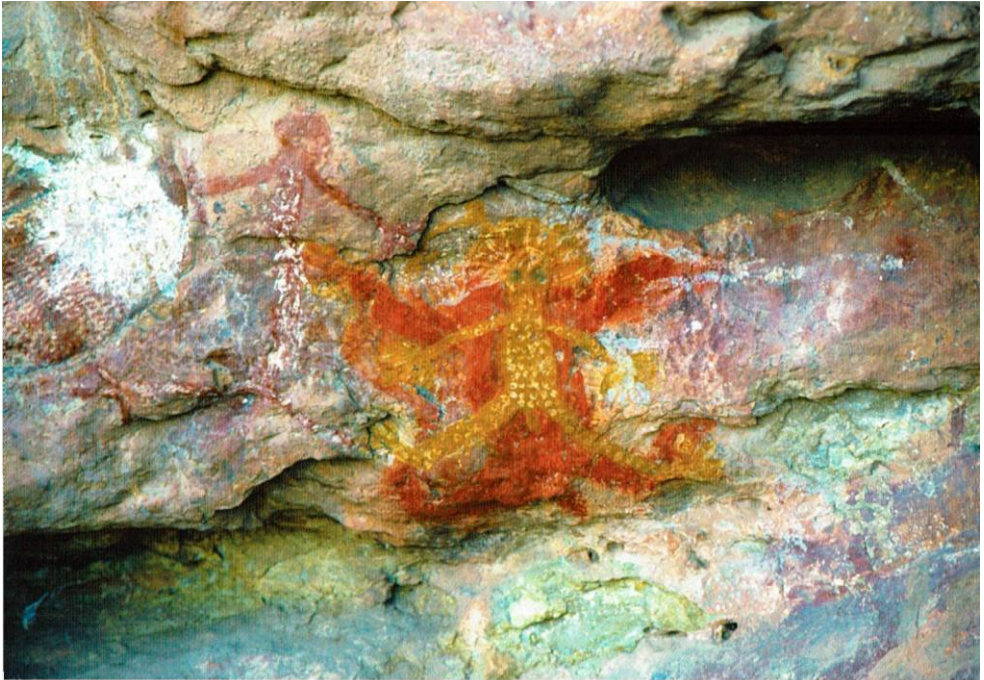
▶ 72



▶ 73







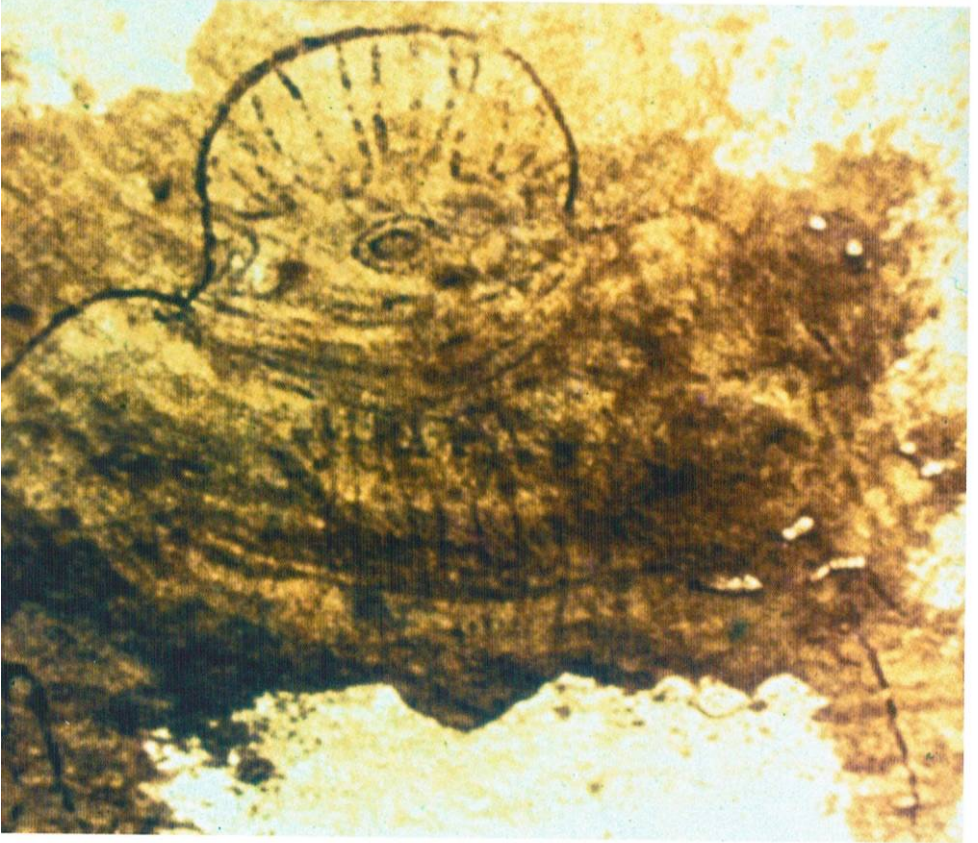
► 76

weil er eine Fliegerblille mit breitem Lederrand trug. Die Eingeborenen sahen in ihm deswegen einen Botschafter von »Wondina«.

In Australien existieren einige Tausend dieser Felszeichnungen, angefertigt vor unbekanntem Jahrtausenden von den Ureinwohnern, den Aborigines. In jüngerer Zeit wurden einige davon mit farbiger Kreide nachgezogen, um sie sichtbar zu machen. Bild 76 wurde im Urzustand belassen, und auf Bild 77 taucht ein »Rundkopf« auf, der genauso gut an einer Felswand im Tassili-Gebirge (Sahara) kleben könnte. Und damit wird's unerklärlich.

Zwischen der algerischen Sahara und den Kimberley-Bergen in Australien liegt die halbe Erdkugel. Doch im Tassili-Massiv der Sahara wurden unter den Aberhunderten von Petroglyphen auch solche entdeckt, die eigentlich keiner Beschreibung bedürfen. Zuerst erkennt man plumpe Köpfe, dann aufgedunsene Anzüge. Weil die Felsbilder sehr schlecht zu fotografieren sind, haben wir sie mit Wasser benetzt, damit die Konturen sichtbar werden.





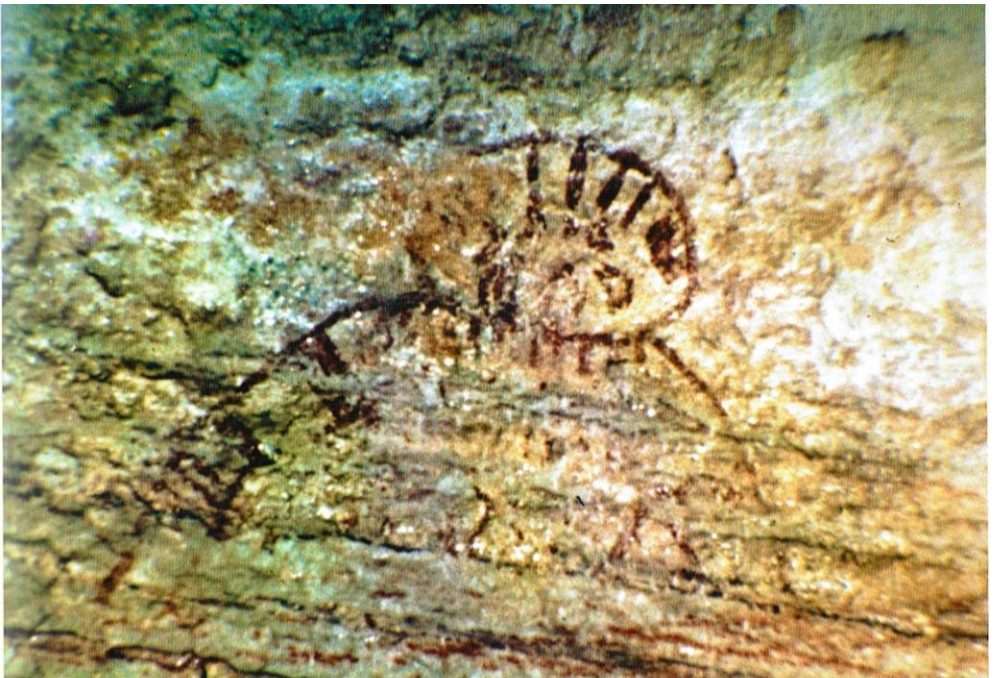


Was uns hier von den Felswänden entgegenstarrt, wird von den Archäologen als »die Epoche der Rundköpfe« bezeichnet.

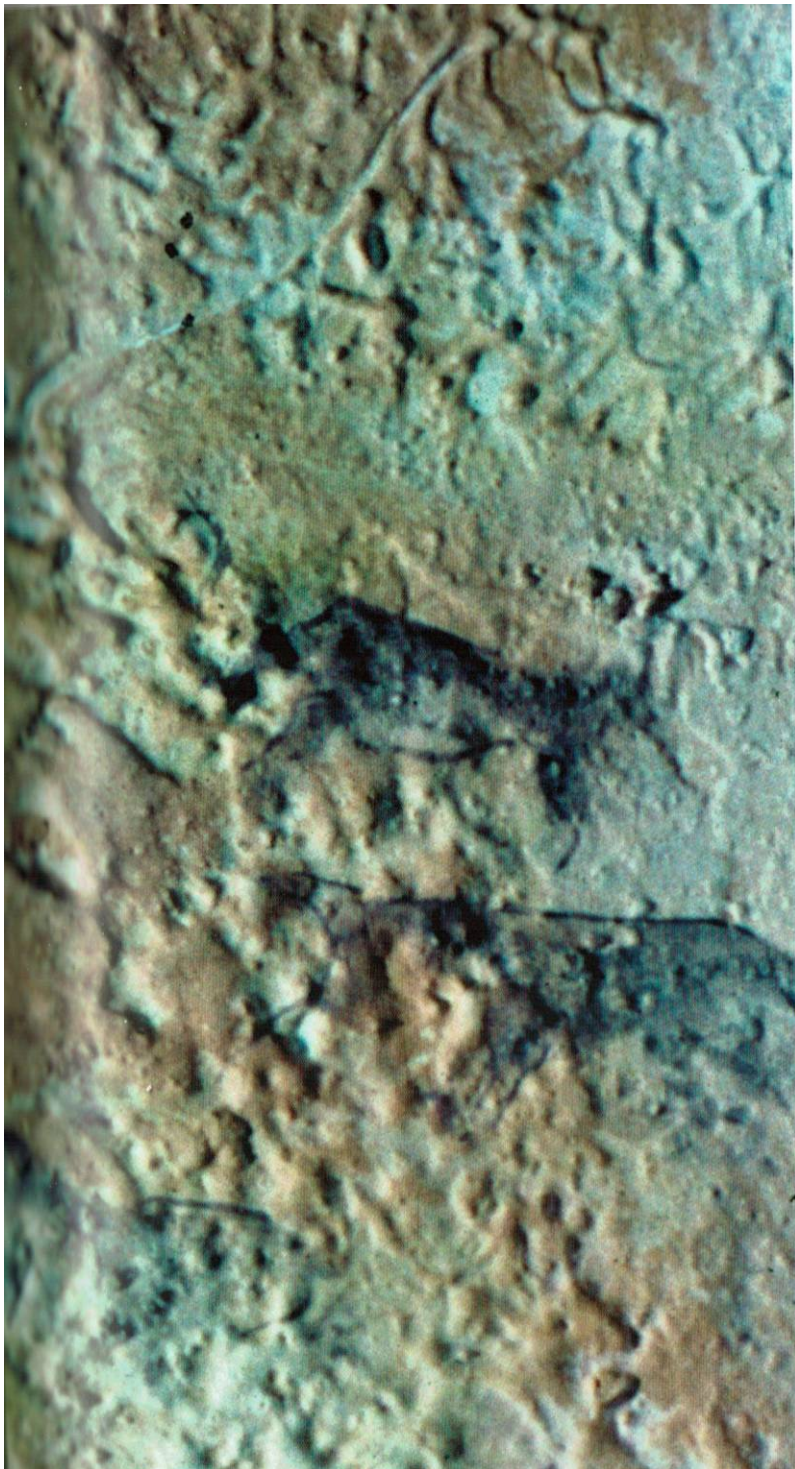
Die größte Figur misst acht Meter in der Höhe. Ihr Entdecker, der französische Prähistoriker Henri Lhote, bezeichnete sie spontan als den »großen Marsgott« [32].

Was nur ging in den fellbehangenen oder nackten Steinzeitmenschen vor, die etwas Derartiges der Nachwelt zeigen wollten? Was hat sie so ungeheuer beeindruckt, dass die Figur gleich acht Meter hoch geriet und alles überragte? Was haben sie gesehen, was haben sie verehrt? Die Antwort sticht ins Auge. Die Bilder 78 und 79 sind nicht die gleichen, leicht erkennbar am helmartigen Kopf. Auf Bild 79 liegen am Oberarm des plumpen Wesens regelrechte Armringe, Verstärkerringen wie denjenigen an Raumanzügen nicht unähnlich. Hier hilft keine psychologische Erklärung weiter. Irgendetwas Gewaltiges hat die Felszeichner tief beeindruckt.

Bei Bild 80 haben wir die Konturen nachgezeichnet, ohne irgendeinen zusätzlichen Strich anzubringen. Was gibt es da noch zu rätseln?









## Felszeichnungen der Hopi

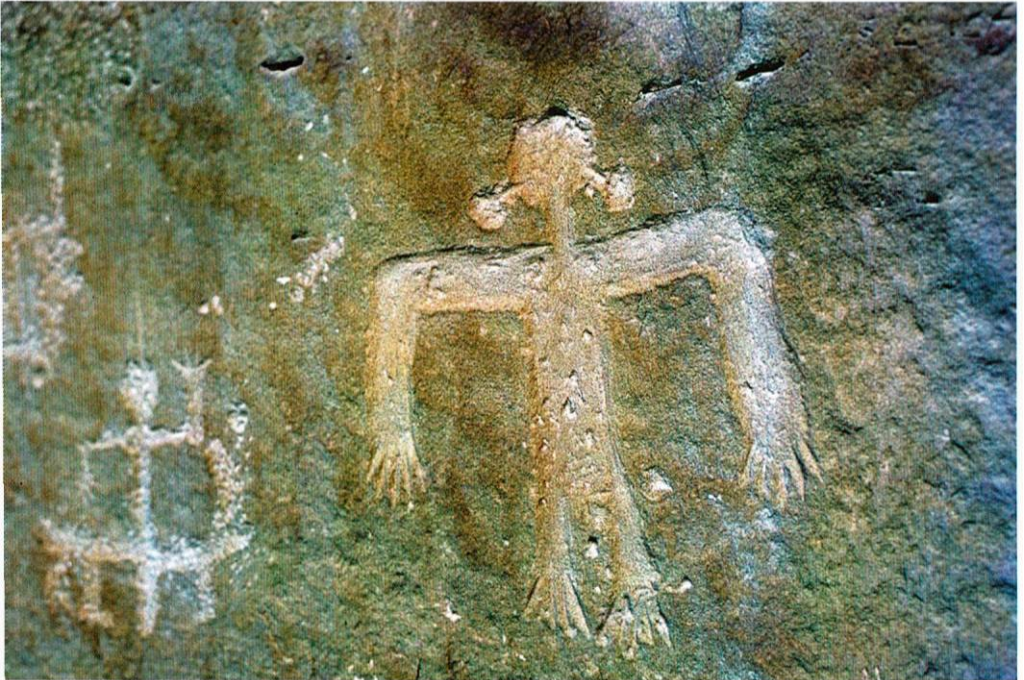
Von den Hopi-Indianern wissen wir, dass ihre Felszeichnungen sowohl Markierungen für Bruderstämme als auch Geschichtsbücher für das eigene Volk waren. Die erste Welt, so lehrt die Hopi-Überlieferung, sei Toktela gewesen. In wörtlicher Übersetzung heißt Toktela »unendlicher Weltraum« [33]. In dieser ersten Welt habe sich nur Taiowa, der Schöpfer, aufgehalten. Die Vorfahren hätten verschiedene Welten berührt, ehe sie auf unserem Planeten ihre Heimat fanden. Als oberstes Gesetz galt: Du sollst keinen Bruder töten. Traten bei den Hopi im Laufe der Zeiten irgendwelche Meinungsverschiedenheiten auf, dann trennten sich die Gegner, wanderten in andere Richtungen und suchten neue Jagdgründe. Jede Partei aber hielt sich an die alten Gesetze und markierte auf den langen Märschen die Felsen mit Ritzungen, lesbar für die eigenen Stammesbrüder. So sind denn die Felszeichnungen nichts anderes als Mitteilungen an andere Hopi, die irgendwann diese Gegend passieren würden. (Am Rande: Dasselbe wurde von den Vorfahren der Mormonen praktiziert.) Beispiel: Wir haben einen Brunnen gegraben ... hier leben tödliche Skorpione ...





► 83

wir haben die Götter gesehen. Die Zeichnungen hatten für die damaligen Indianer einen ähnlichen Wert wie heutzutage die Wandzeitungen in China. Als ich 1982 in einem Hopi-Felsmassiv, unweit der verborgenen Hopi-Stadt Oraibi (Arizona), fotografierte (Bild 81), tauchte plötzlich ein berittener Indio auf und verbot mir rigoros, weiterzumachen. Er verlangte sogar die Herausgabe meiner Filme. Gott sei Dank war White Bear, einer der Hopi-Ältesten, bei mir und beruhigte seinen jungen Stammesgenossen. Ich gehöre - so sagte White Bear - zu den Eingeweihten.



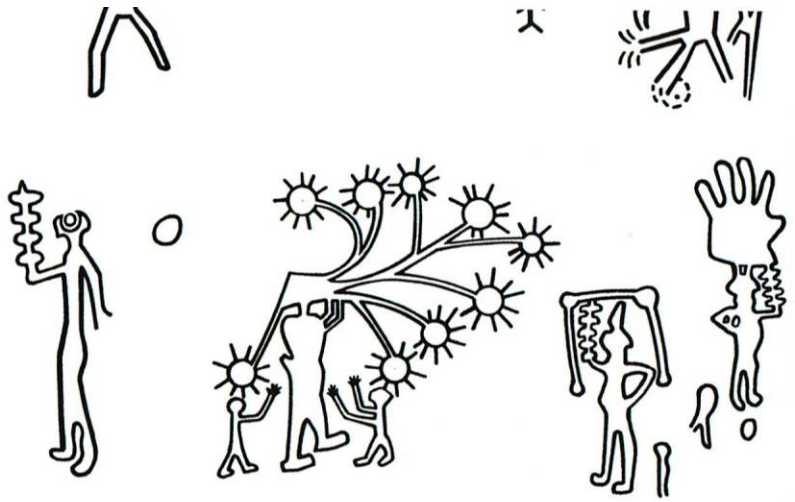
► 84

Die Felsen sind voll von Ritzungen, es müssen Tausende sein. (Bild 82 bis 85) Oft liegen sie in mehreren Metern Höhe. Die Künstler müssen Gerüste gebaut oder sich an Seilen an den Wänden hinuntergelassen haben. Das nachgezeichnete Bild 86 nennen die Hopi *The Starblower*, den »Sternenbläser«.

Bild 87 und 88 zeigen zweimal dasselbe Motiv, einmal nachgezeichnet. Wesen von anderen Welten? Der Verdacht wird erhärtet durch Bild 89 und 90 Ein Außerirdischer und eine UFO-Form? Und wie selbstverständlich findet man auch bei den Hopi solche mit Strahlen und antennenähnlichen Gebilden auf dem Kopf sowie in Stein verewigte »Katchinas«. (Bild 91) Gemäß der Hopi-Überlieferung waren die »Katchinas« die himmlischen Lehrmeister ihrer Vorfahren. [34]



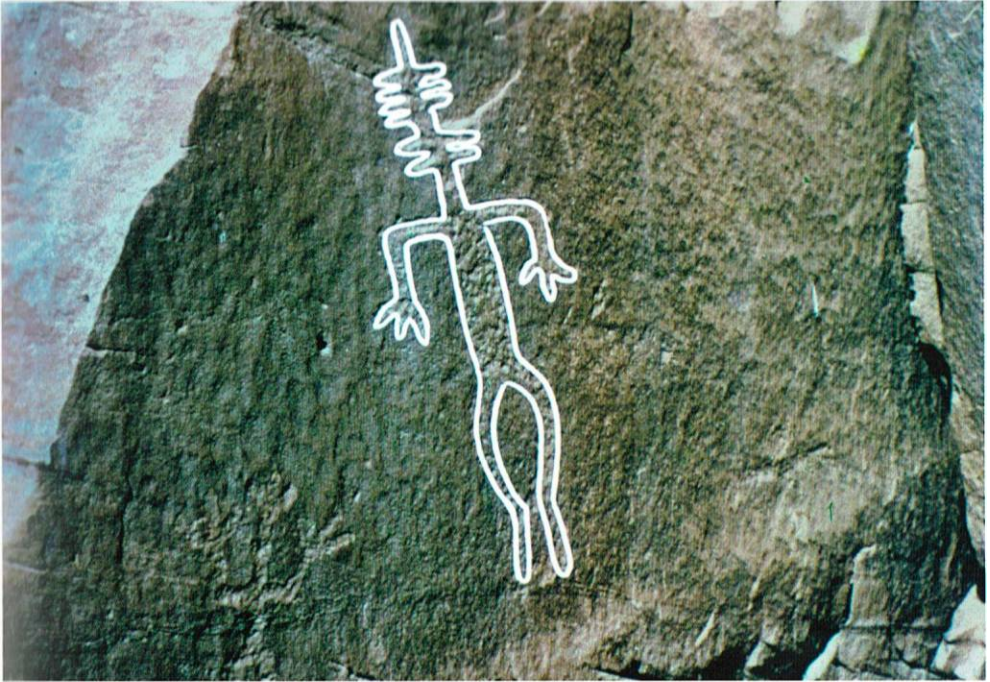




▶ 86

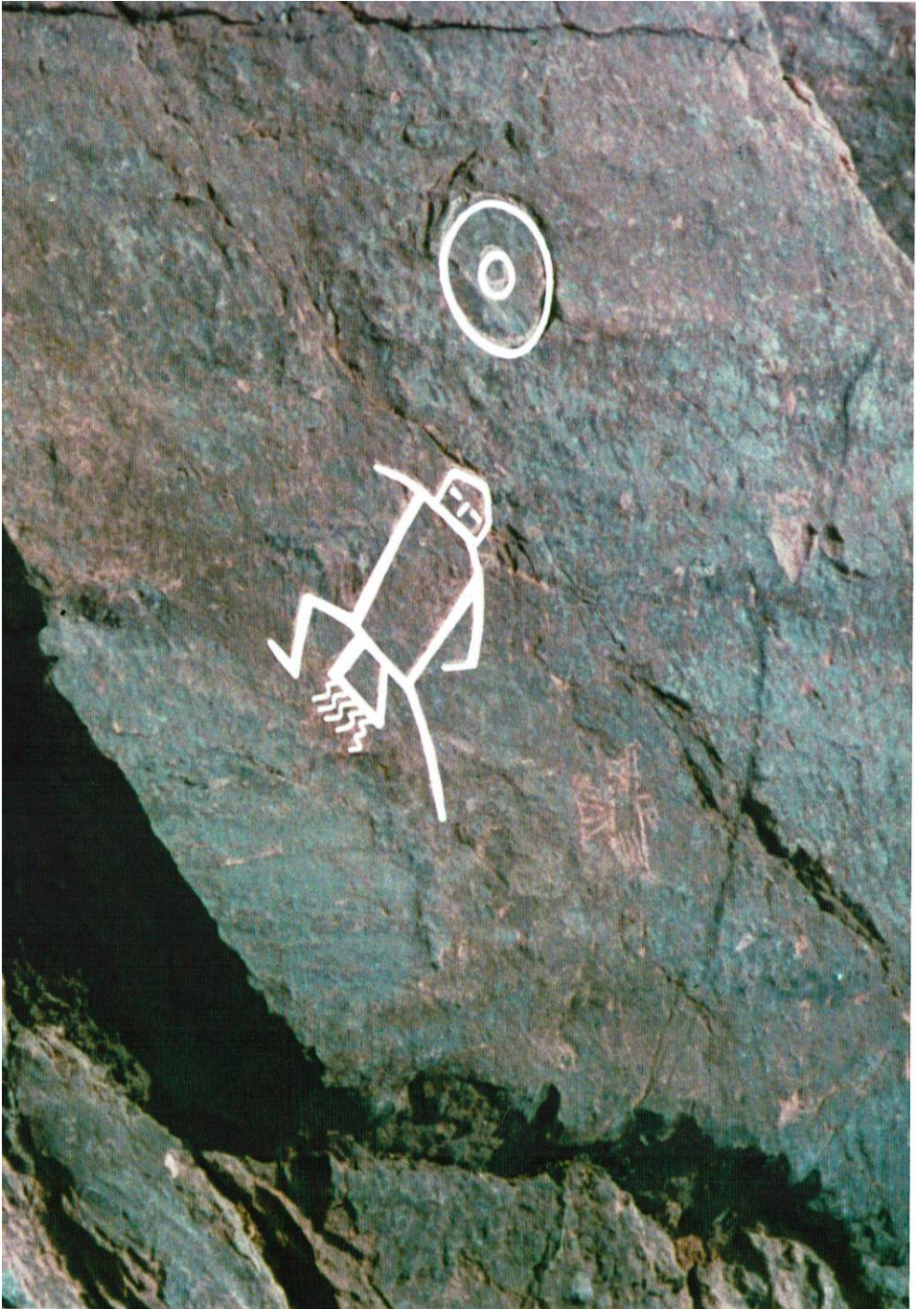


▶ 87

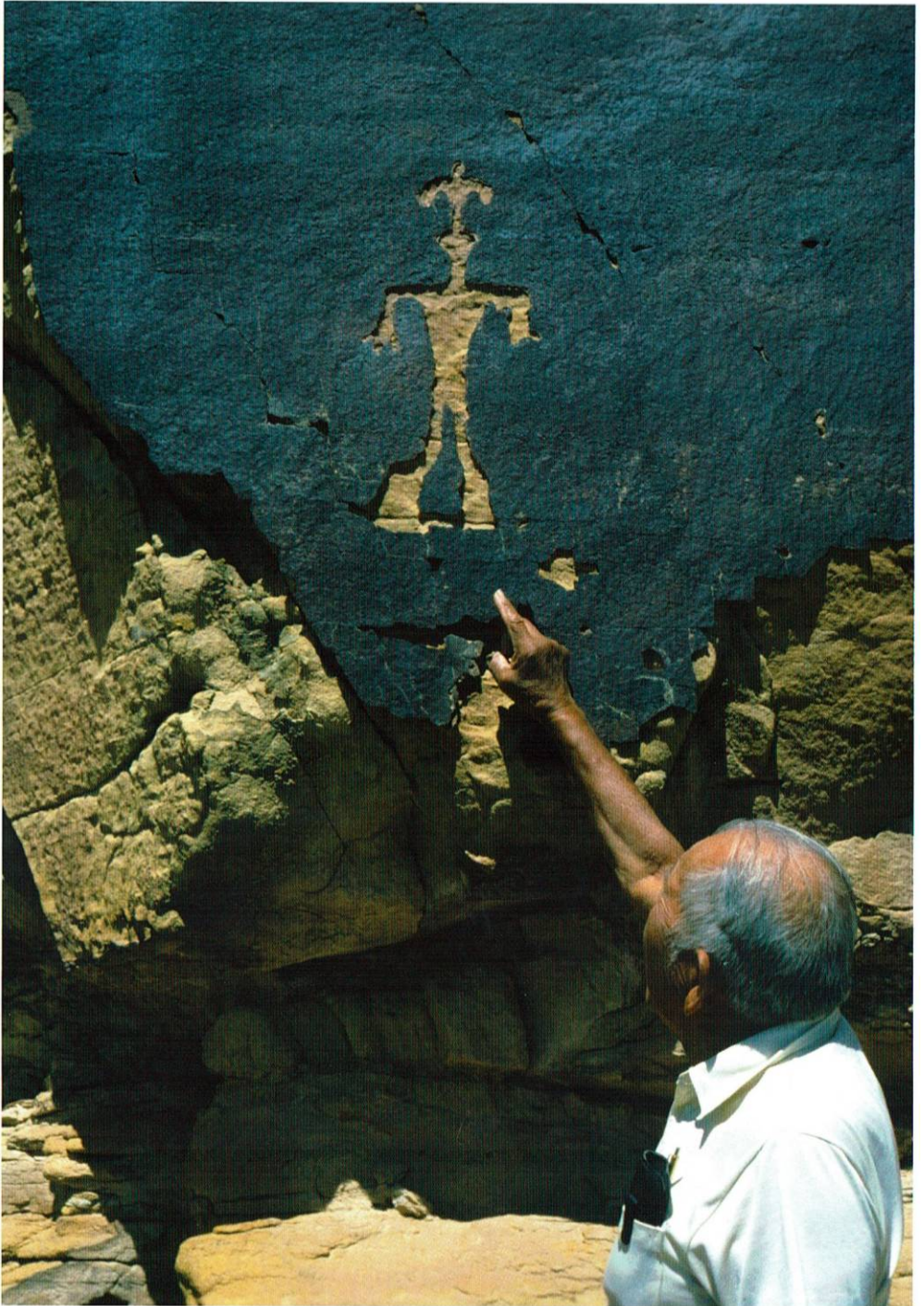


► 88

Heute werden »Katchinas« in Form von farbigen Holzpuppen hergestellt und an Touristen verkauft. Die Menschen sollen an die ehemaligen Lehrmeister erinnert werden, aber auch daran, dass diese versprachen, dereinst wiederzukehren. Bilder von Katchina-Puppen habe ich in früheren Büchern mehrfach gezeigt. Weshalb schon wieder? Vergleichen Sie bitte die Katchina-Puppen mit den Felszeichnungen. (Bild 92 bis 95) Was vor Jahrtausenden mühsam dem Fels anvertraut wurde, wird heute einfacher in Holzform präsentiert. Das uralte Motiv ist dasselbe. Katchinas waren die Lehrmeister von den Sternen. Und sie wurden unisono auf der ganzen Weltkugel ähnlich dargestellt. Sogar im Val Camonica oberhalb des Städtchens Capo di Ponte (Südtirol, Italien). Dort









▶ 92



▶ 93







► 95

sind die Felsbilder zwar klein - verglichen mit denen in der Sahara oder in Australien - doch passen sie genauso ins weltweite Karussell der Götter. Bild 96 zeigt zwei Gestalten mit »Heiligenschein«. Dasselbe Motiv erkennt man auf Bild 97 unten. Die Archäologie sieht in der Figur einen »Tänzer«. Und auf Bild 98 sticht am oberen linken Bildrand der »Stern mit den Planeten« ins Auge. Identische Darstellungen sind nämlich aufsumerischen Rollsiegeln zu bestaunen.

Welche Psychologie bringt uns für dieses Phänomen die nächste Ausrede? Die Motive der interkontinentalen Felsbildkunst sind nun mal fotografierbar. Unsere »Steinzeitler« betrieben keinen globalen Tourismus. Also bleibt wohl nur noch eine Antwort: Sie müssen Ähnliches beobachtet haben. Irgendetwas Gewaltiges, Unverstandenes zeigte sich weltweit. Das prägte sich in die Köpfe der steinzeitlichen Künstler. Und sie hinterließen Spuren für die Ewigkeit.



▶ 96



▶ 97

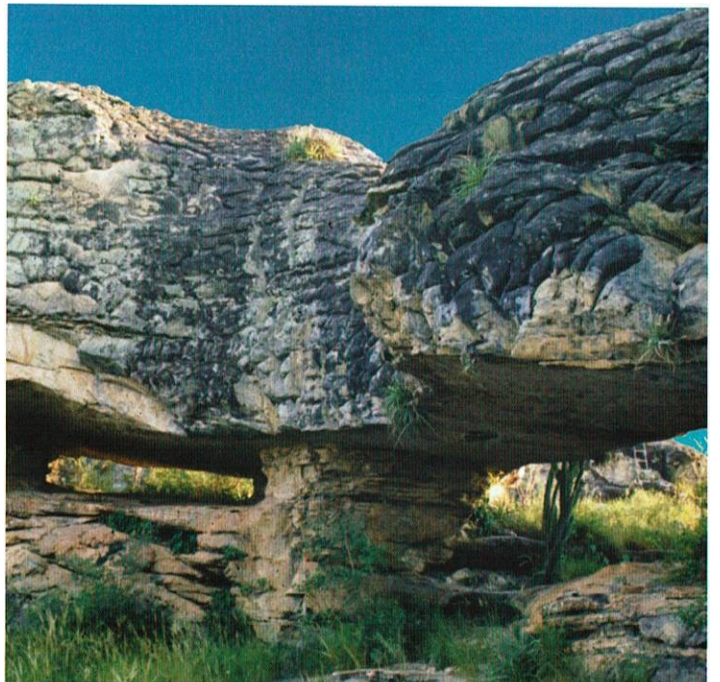








▶ 100



▶ 101

## Malertreffen in Brasilien?

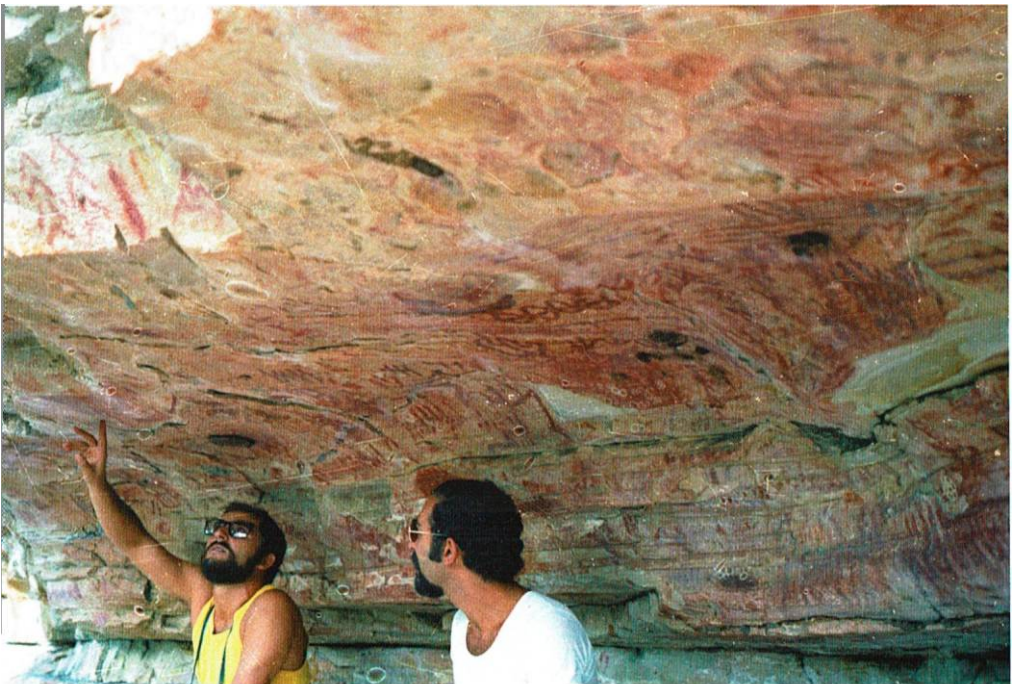
Im riesigen Brasilien sind prähistorische Funde meist Entdeckungen von Laien. Der Österreicher Ludwig von Schwenningen war ein besessener Laie. Als Lehrer für Philosophie und Geschichte lebte er in Teresina, der Hauptstadt des nordbrasilianischen Bundesstaates Piaui. Er entdeckte ein riesiges Gebiet mit Felszeichnungen, unterteilte die Gegend in sieben Bezirke und nannte sie Sete Cidades, »sieben Städte«. 1928 erschien sein Buch über Sete Cidades [35], das niemanden interessierte. Ludwig von Schwenningen starb als verarmter Schullehrer.

Sete Cidades liegt nördlich von Teresina, zwischen den Städten Piripiri und Rio Longa (rund 3000 Kilometer nördlich von Rio de Janeiro). Die Landschaft ist flach und intensiv grün, die Straßenränder werden von Buschwerk gesäumt, dann wieder folgen Dschungelpassagen. Wildschweine, wilde Kühe und sogar wilde Pferde sorgen für einen gefährlichen Verkehr. Das Klima - beinahe unter dem Äquator - ist trotzdem erträglich, denn von der 300 Kilometer entfernten Atlantikküste weht ständig eine leichte Brise. Von Piripiri erreicht man Sete Cidades über eine 16 Kilometer lange Straße.

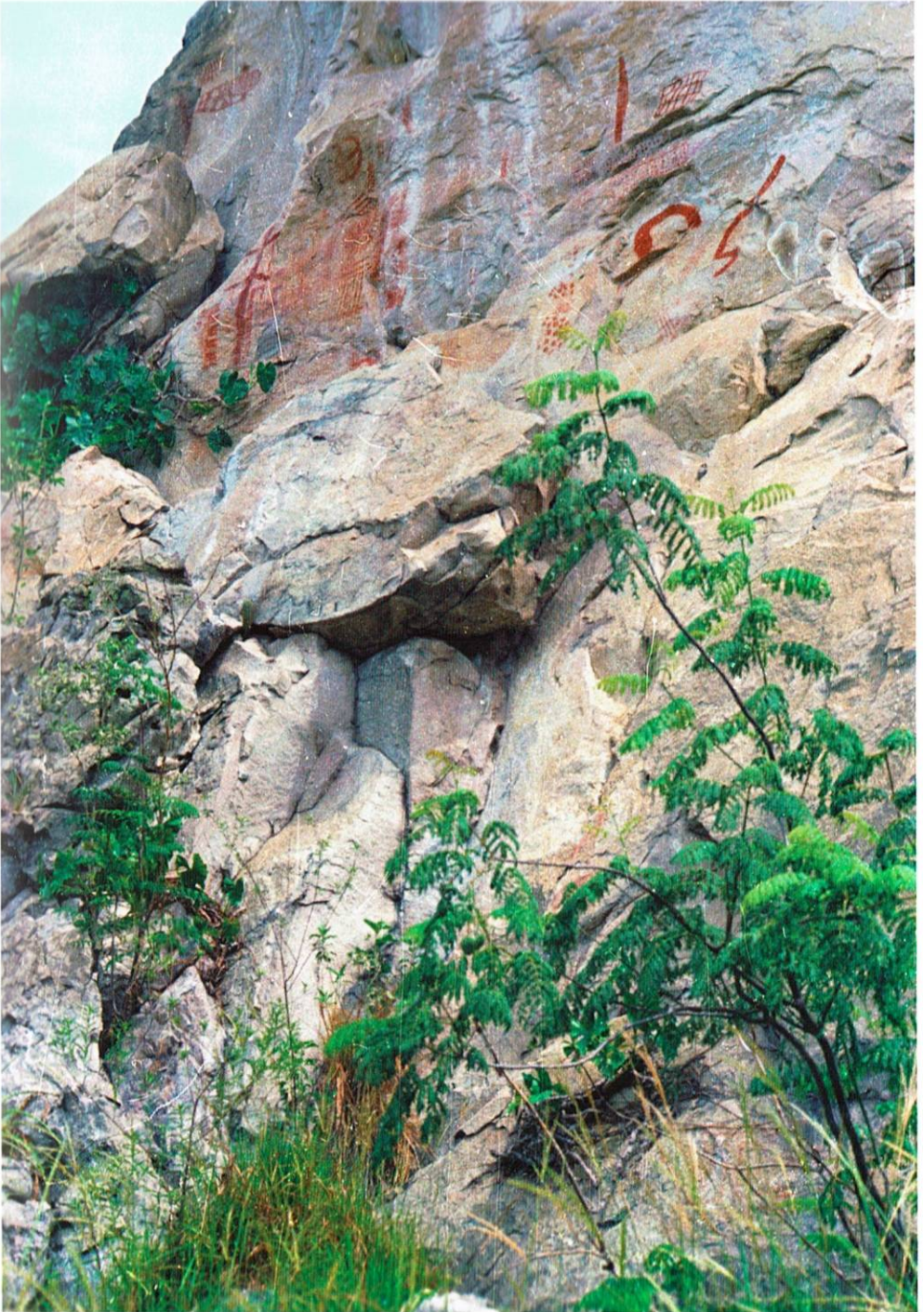
Unvermutet steht der Besucher vor Felswänden. Man fühlt sich in ein heißes Chaos versetzt, auseinandergerissen wie das biblische Gomorrha, das mit Feuer und Schwefel vernichtet wurde. Ein Hügel liegt versteckt unter dem Panzer einer Schildkröte - so sieht es zumindest aus, doch die Wissenschaft versichert, es handle sich um eigenartige Formen von Gletscherablagerungen. (Bild 99) Gletscherablagerungen? Hier? Unter dem Äquator? Wann soll das gewesen sein? Mein Begleiter, ein Beamter des Bundesstaates Piaui, bot noch eine andere Erklärung: Sete Cidades sei früher ein Meeresbecken gewesen, die seltsamen Felsen nichts anderes als ausgewaschenes Gestein. Über die Jahrtausende hätten Wind und Wetter die kuriosen Formen modelliert. (Bild 100 und 101)

Mag die Entstehung der seltsamen landschaftlichen Formationen ungeklärt sein, die Felsmalereien bleiben eine Tatsache. Es sind Zehntausende. Sie kleben an den überhängenden Felsen (Bild 102) oder grüßen von 15 Meter hohen Wänden herunter. (Bild 103) Wieder stellt sich dieselbe Frage wie im Felskessel der Hopi-Indianer bei Oraibi (Arizona): Haben die Künstler Gerüste gebaut? Sich an Seilen heruntergelassen? Steine aufeinandergetürmt? Weshalb überhaupt diese Unmengen von farbigen Zeichnungen an einem einzigen Ort? Ein Treffpunkt der Steinzeitler? Und wie verabredet an den Felswänden immer wieder die »Göttergestalten« mit ihren Heiligenscheinen, Strahlen oder helmartigen Gebilden um den Schädel. (Bild 104)

Wieder einmal weiß auch der klügste Kopf unter der Sonne nicht, wer die Malereien an die Wände gepinselt bzw. geritzt hat. Doch wird rasch deutlich, dass die vorzeitlichen Künstler die gleichen Motive bevorzugten wie ihre Kollegen auf der anderen Seite des Globus: Kreise, Räder mit Speichen, Sonnen, Quadrate, Handabdrücke, Kreuze, Sterne und hervorgehobene













► 106

Wesen. Zusätzlich ein paar Malereien, die anderswo nicht auftauchen. (Bild 105 bis 109) Da gibt es rotgelbe Kreise, denen man heute einen Signalcharakter zuordnen würde; übereinander angeordnete Ringe in grellroter Farbe oder ein rundes Gebilde mit einem wurzelähnlichen Auswuchs; in dem runden Ding so etwas wie kleine Fenster. Ein UFO? Himmel hilf! Mir fehlen vernünftige Erklärungen dafür. Die Ausnahme bilden meine bewunderten »Götter«. Die grüßen auch in Sete Cidades von den Wänden wie überall. (Bild 110) Und für diese weltweiten Übereinstimmungen fallen uns nur psychologische Winkelzüge ein? Unsere steinzeitlichen Vorfahren werden wohl kaum dieselbe Malschule besucht haben. Wo also liegt die Initialzündung für die Götterdarstellungen? Das sind die mit den Strahlen!

Man sollte meinen, dieses Sete Cidades mit seinen unmöglichen Motiven an den Felswänden sei wohl ein einzigartiger Ausrutscher der steinzeitlichen Künstler. Was wissen wir schon von damals? Mag ja sein, dass alle paar Jahre so etwas wie ein Malertreffen bei Sete Cidades stattfand. Und einige









▶ 110

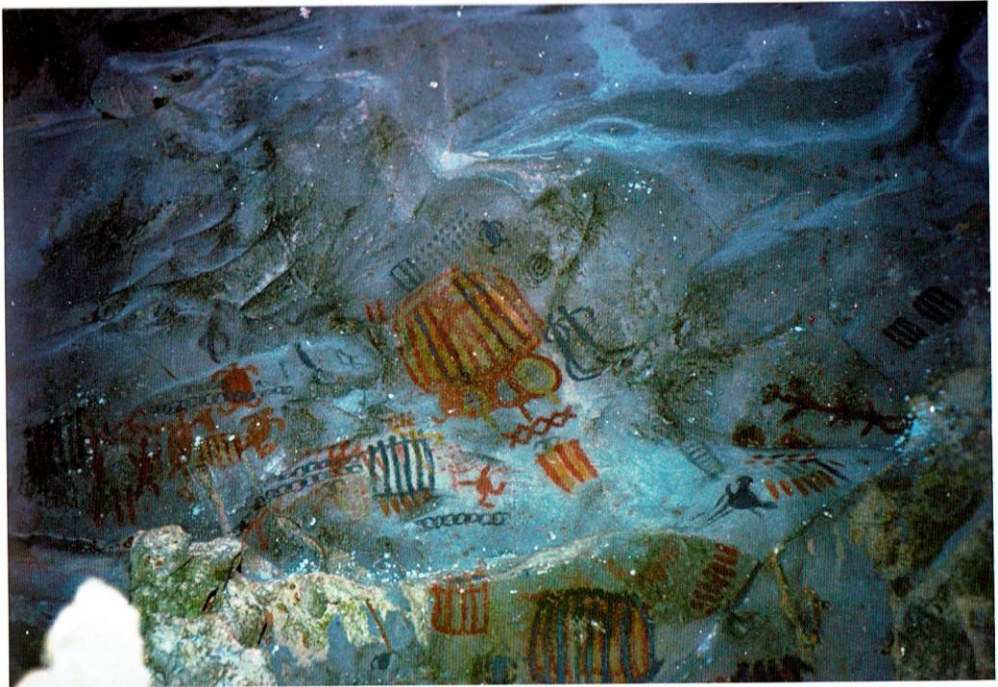


▶ 111









► 114



► 115



▶ 116



▶ 117

Tausendsassas schafften es von Kalifornien nach Sete Cidades oder umgekehrt. Vielleicht auch schickten sie auf irgendeiner

Hokuspokus-Telepathiewelle ihre neuesten Kreationen um die Welt. Dass dieser Vorschlag lächerlich ist, weiß ich. Umso mehr plagt mich die Frage, weshalb südöstlich von Santa Barbara in Kalifornien diverse Felsmalereien denen von Sete Cidades ähneln. Die Gemäldegalerie von Santa Barbara ist für uns Denker des 21. Jahrhunderts genauso unbegreiflich wie jene von Sete Cidades. Ein Kommentar dazu erübrigt sich, außer dass auch in Santa Barbara mit den großen Strahlen gestalten die Götter gemeint waren. Egal, ob sie dort »Großer Manitu« oder »Rongomai« hießen. Die Bilder 111 bis 117 sprechen für sich.

Die Menschen vor Jahrtausenden hinterließen ihre göttergleichen Botschaften nicht nur in Felsbildern, sondern auch am Boden und an Berghängen. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Ebene von Nazca in Peru. Über die pistenähnlichen Linien im Wüstenboden schrieb ich ein eigenes Buch [36]. Deshalb gehe ich gar nicht auf die kilometerlangen Linien ein. Was ich diesmal vorlege, ist eine vergleichende Studie von ähnlichen Motiven: weltweit. Im Wörtchen »weltweit« liegt das ungelöste Rätsel. Es passt einfach nicht in die Steinzeit.

## Grüße an die Götter

Neben den »Las Pistas«, wie die Eingeborenen von Nazca ihre Linien bezeichnen, wimmelt es in und um Nazca von Göttergestalten mit den gleichen Attributen wie in der Felsbildkunst. Auf der Kuppe eines braunen und felsigen Abhangs kam mir ein »Männchen« mit großen Augen und zwei Antennen vor die Linse (Bild 118), etwas tiefer auf einem anderen Hügel eine sehr ähnliche Gestalt. Für die Fotografen hier die exakte Position: Länge: 14°, 42', 26"; Breite: 75°, 6', 38". Nicht zu übersehen die »Antennenwesen«. Eine Gestalt trägt ein hutähnliches Gebilde mit breiter Krempe, und aus dem Kopfschmuck ragen Fühler. Die Arme sind tänzerisch ausgebreitet, und mit beiden Händen umklammert die Figur etwas Undefinierbares. (Bild 119) Mich erinnert der Gegenstand an ähnliche Dinge in den Händen der »Tänzer« vom Val Camonica in Südtirol. (Man vergleiche die Bilder 96 und 112 Weitere Strahlenwesen kleben an unterschiedlichen Bergwänden um Nazca; siehe Bild 120.) Eindrücklicher als jede Felszeichnung. Darunter solche mit »Antennenkopf« und rechteckigem Körper. (Bild 121)

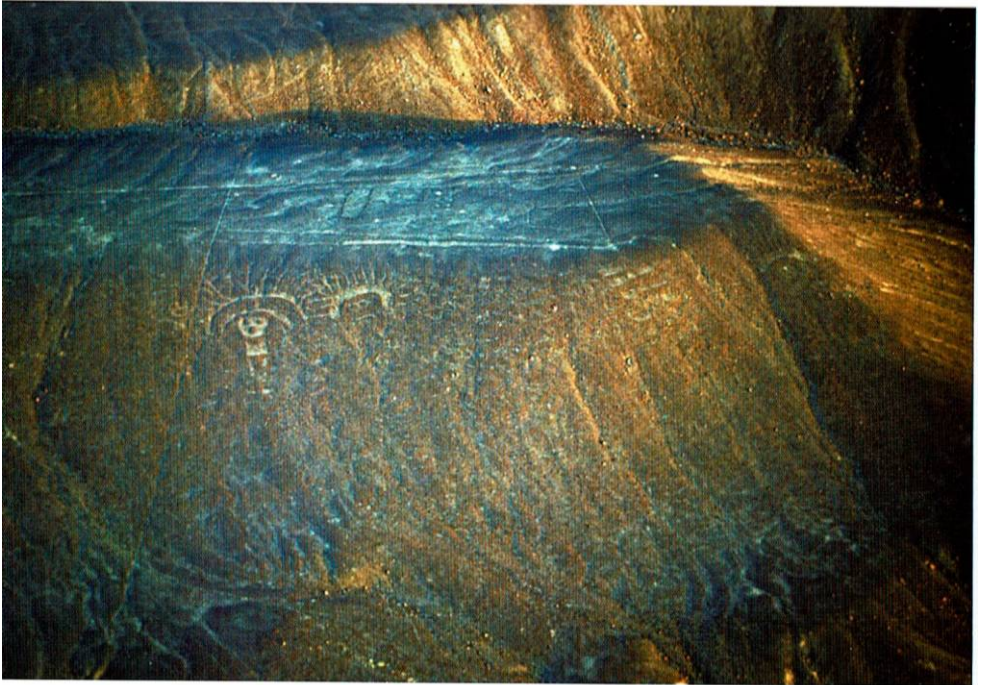
Dann zwei sehr kuriose Zeichnungen nebeneinander. Die Figur links im Bild 122 trägt einen blumenartig geschmückten Kopf. Der mit Kringelchen übersäte Körper mündet in Streifen mit undeutbaren Symbolen. Gleich daneben eine Robotergestalt (Bild 123), aus deren Schädel geradlinig in jede Richtung »Antennen« weisen. Der Unterleib weitet sich rock- oder flügelähnlich. Diese Darstellung genießt in meiner Sammlung einen besonderen Wert, weil nämlich eine Kopie davon in Chile existiert. Dort, an einem ausgetrockneten Berghang über der Wüste von Taratacar im Norden Chiles, entdeckte der Luftwaffengeneral Eduardo Jensen das Bild. Man nennt es »den Riesen von Cerro Unitas«. Korrekt! Die Figur ist volle 121 Meter hoch. (Bild 124 und 125) Die Gegend von Taratacar



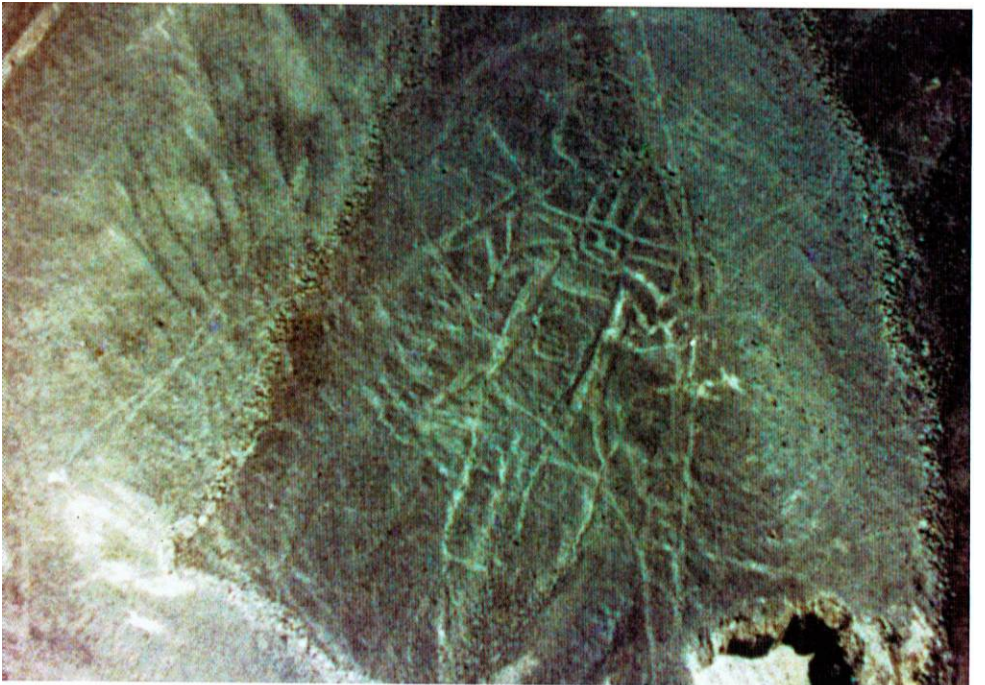
▶ 118



▶ 119



▶ 120



▶ 121

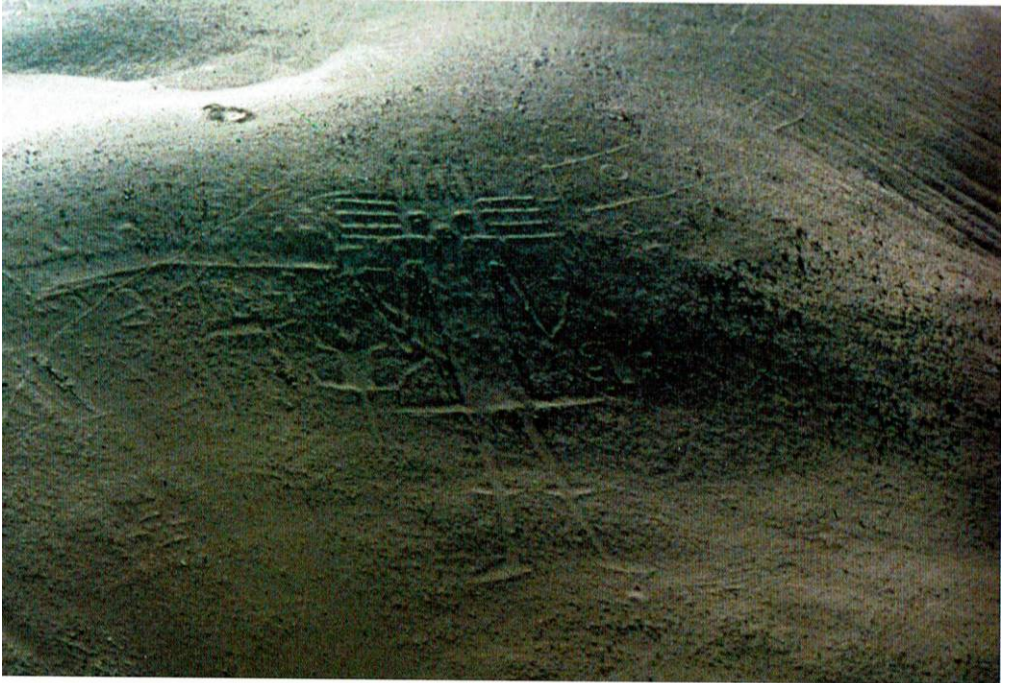




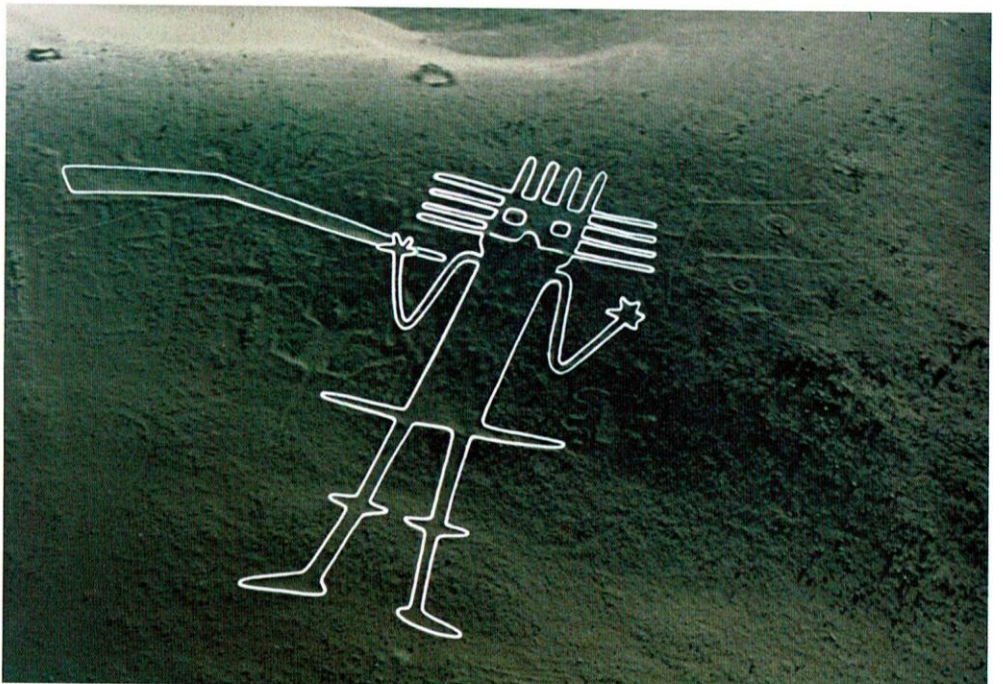
▶ 122



▶ 123



▶ 124



▶ 125

ist ein Teil der größeren Wüste von Atacama. Und das Territorium liegt auf einem Übungsschießplatz der chilenischen Luftwaffe. In früheren Jahren beschossen die Piloten den »Riesen von Cerro Unitas« mit Feuergarben. Das hat inzwischen aufgehört. Genau wie bei seinem Doppelgänger in Nazca ist der Kopf des Riesen beidseitig mit »Antennen« ausgestattet. Der rechteckige Körper wird am unteren Ende durch einen Querbalken abgeschlossen. Ob in Nazca oder Chile, die Arme sind in beiden Fällen angewinkelt und enden in groben, zangenförmigen Greifern. Die Duplizität müsste Archäologen eigentlich nachdenklich machen, denn zwischen Nazca und dem Schießplatz von Taracatar liegen 1300 Kilometer Luftlinie. Doch Archäologen forschen isoliert, selten grenzüberschreitend. Ihr Arbeitsfeld ist eng, am allerwenigsten interkontinental.

Ich vernahm den Einwand, der »Riese von Cerro Unitas« sei erst in unserer Zeit entstanden, vom Bodenpersonal angelegt, damit die Piloten ein lustiges Ziel anvisieren könnten. Alles Humbug! General Eduardo Jensens Entdeckung im August 1967 war purer Zufall. Er hatte die Steilküste im Morgenrauen abgeflogen und zuerst an eine optische Täuschung geglaubt. Erst zwei weitere Flüge bestätigten den Fund, der im braunen Berghang nur unter bestimmter Beleuchtung sichtbar wird.

Ein anderer Einwand von Laien, auch wenn sie einen archäologischen Titel führen, ist bestechend, aber genauso falsch: Die Steinzeitleute von Nazca und Chile hätten ihre Figuren von alten Keramikgefäßen abkopiert. Unzweifelhaft existieren Gefäße mit vereinzelt ähnlichen Darstellungen wie an den Bergwänden. Was war denn zuerst? Die Keramik oder die großen Darstellungen? Wenn die Keramik zuerst war, aus welcher Schule stammen dann die Motive darauf? Und mit welchen Mitteln übertrugen die Indios die kleinen Bilder auf den Gefäßen zu den Giganten an den Berghängen? Und weshalb? Das Gleiche gilt für die Textilien.





## Zeichen für die Ewigkeit

Die Wüste Atacama in Chile (nordwestlich von Antofagasta beim Städtchen San Pedro de Atacama) könnte genauso gut auf dem Mars liegen: ausgedorrt und weit und breit kein Tropfen Wasser. Dort sind die Berghänge mit kuriosen Zeichnungen verziert, die allesamt zum Firmament starren. Für die Indios muss es eine Qual gewesen sein, die Figuren in der Gluthitze anzulegen. Da gibt es zwei Quadrate und in der Mitte einen Pfeil. Der weist mit leiterähnlichen Sprossen erdwärts. (Bild 126) Gleich daneben Zeichen, die auf Anhieb wie Schriften ausschauen. Eine Botschaft für die Himmlischen? Steigt zu uns hernieder? (Bild 127 und 128) Oder der »geflügelte Gott mit Rad«, bestehend aus einem Rad mit Speichen und darunter zwei erdwärts weisenden Flügeln. (Bild 129) Dazwischen Rechtecke, Quadrate, Tiere ... und nicht etwa mickrig klein, sondern mit bis zu 20 Metern Seitenlänge. (Bild 130 und 131) Unverständlich auch die zwei nebeneinander liegenden Quadrate, gebildet aus je zwölf kleineren Quadraten. Vom rechten Quadrat läuft ein doppelt gezogener Pfeil erdwärts. (Bild 132) Was soll die Mitteilung, die nur aus der Luft erkennbar ist? Ihr findet uns in der Pfeilrichtung? Die gleiche Frage gilt auch für die gebogene Linie, die über einen Berghang läuft und an der Spitze in einem Kreis endet. (Bild 133) Für uns nichts als unverständliche Zeichen - doch nicht für diejenigen, welche die Botschaften schufen. Und die Künstlergehirne waren - und das ist die Crux - weltweit ähnlich geschaltet. Auf dem Wüstenboden von Majes und Sihuas in der peruanischen Region Arequipa präsentieren sich die himmelwärts gerichteten Zeichen bis hinunter in die chilenische Region Antofagasta. Alle für die Augen der Götter angelegt. Dasselbe im Norden, in den ausgedehnten Lavafeldern der mexikanischen Sonora-Wüste. Auch dort die nach oben gerichteten Botschaften. Noch weiter nördlich, an der mexikanisch-kalifornischen



▶ 127



▶ 128



▶ 129



▶ 130



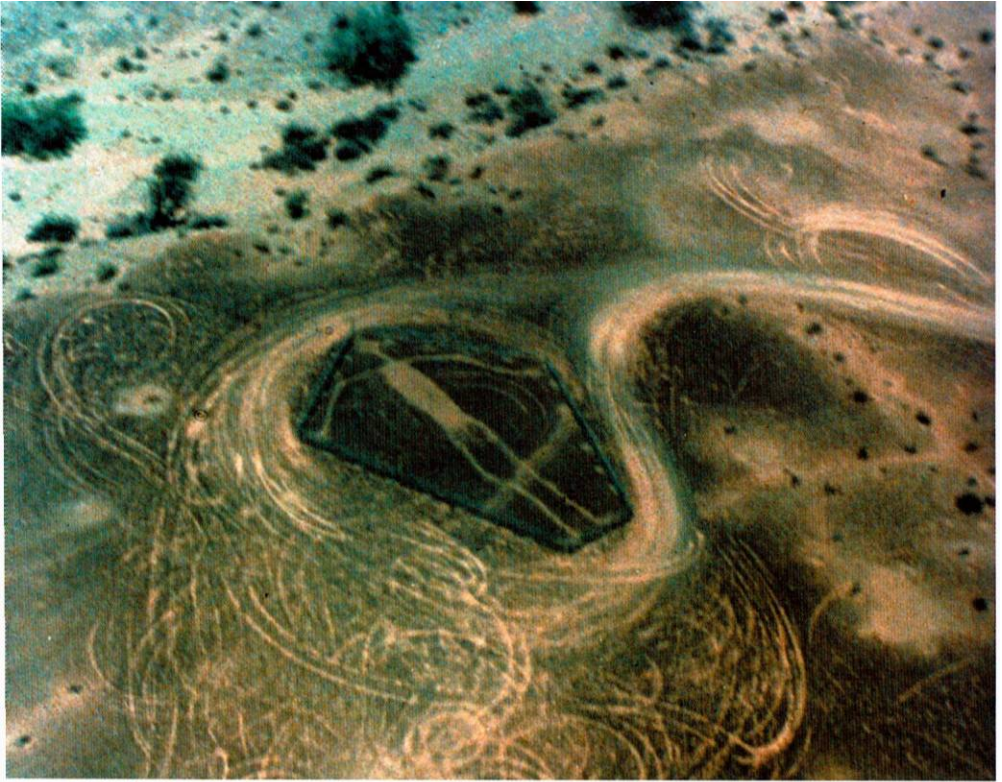






► 133

Grenze in der Wüstenlandschaft von Macahui, wachsen immerhin einige Büsche; dies ist auch der Grund, weshalb die Bodenzeichen nicht auf Anhieb entdeckt wurden. Das Gebiet erstreckt sich nördlich der Straße, die von Tijuana nach Mexicali führt - oder 25 Kilometer von Mexicali Richtung Tijuana. (Die geografischen Angaben präsentiere ich absichtlich in der Hoffnung, die junge Generation mache sich auf Spurensuche. Auf *Google Earth* ist wegen der Büsche nichts zu sehen.) Dort, auf einem Areal, das immerhin 400 km umfasst, liegen Bodenzeichen, die jeder Erklärung spotten. Da gibt es Kreise, einer neben dem anderen, so weit das Auge reicht. Dann Rechtecke, Halbmonde, Räder mit mehreren Speichen, ineinander verschlungene Ringe und Wesen mit Strahlenkränzen. Die Durchmesser der einzelnen Markierungen erreichen bis zu 40 Meter. Eine Warnung noch für zukünftige Forscher: Das Gebiet liegt beidseitig der Grenze zwischen den USA und Mexiko. Zumindest von den US-Grenzbehörden ist eine Bewilligung einzuholen. Außerdem: Unter den heißen Steinen ruhen gefährliche Giftschlangen.



► 134

Noch weiter Richtung Norden, unweit des kalifornischen Städtchens Blythe, direkt am Colorado River, liegen bis zu hundert Meter große Figuren von Menschen und Tieren, die nur aus der Luft erkennbar sind. (Bild 134 und 135)

Niemand kann es bestreiten: Ob Süd-, Mittel- oder Nordamerika - offensichtlich betrieben die indianischen Gesellschaften einen Kult der gewaltigen Bodenzeichnungen. Genauso unbestreitbar ist die Tatsache, dass der größte Teil dieser Geländebilder nur aus der Luft erkennbar ist. Wissenschaftliche Arbeit sollte über die Grenzen eines lokalen Horizonts hinausgehen. Üblicherweise sucht die Wissenschaft bei mehreren Problemen derselben Art nach einem gemeinsamen Nenner. Was ist der gemeinsame Nenner aller Bodenzeichnungen?

Sie sind für fliegende Wesen erkennbar und in Gebieten angelegt, die nicht durch Überflutungen zerstört werden können.





## Sinnlose Theorien

Also darf doch wohl davon ausgegangen werden, dass unsere künstlerischen Vorfahren auf dem weiten Erdenrund *zumindest geglaubt* haben, irgendwer »dort oben« würde ihre Bilder sehen. Von Schlaumeiern ist mir oft vorgeworfen worden, ich würde die Menschen, die vor Jahrtausenden lebten, als nicht besonders intelligent einstufen. Im Gegenteil, ich halte sie für sehr gescheit. So bescheuert waren die nicht, über Generationen hin große Markierungen in den Boden zu legen, ohne zu wissen, dass die auch tatsächlich von irgendwelchen Göttern registriert würden. Von welchen Göttern? Alle Götter, die aus dem psychologischen Nebel auftauchen, taugen nichts, weil sie bestenfalls auf einem eng begrenzten Raum ihre Gültigkeit haben könnten. Wer damit zufrieden ist, mag die Nazca-Götter in Nazca suchen - aber nicht in der Sonora-Wüste! Wer die Nazca-Indios für derartig beschränkt einstuft, dass sie ihre gigantischen Linien und Markierungen für Wassergötter anlegten, mag damit glücklich sein - doch haben Wassergötter mit »göttlicher Sicherheit« nichts mit dem »Riesen von Cerro Unitas« in Chile am Hut. Die ausgescharrten Rechtecke im Boden der Nazca-Wüste seien »Zeremonialplätze«, lese ich. [37] Und die an den Bergwänden von San Pedro de Atacama? Dort existieren auch ausgescharrte Flächen, nur kann sich wegen der Hanglage keine fromme Pilgerschar versammeln. Ganz abgesehen von der grauenhaften Hitze und den fehlenden Trampelpfaden. Professor William Isbell argumentierte in der Fachzeitschrift *Spektrum der Wissenschaft* [38], die Nazca-Indios hätten ihre Zeichen als »Beschäftigungstherapie« in den Boden und an die Berghänge gekratzt. Unfassbar! Gilt die »Beschäftigungstherapie« dann in anderen Wüsten nicht? Oder Professor Helmut Tributsch, der hinter den Zeichen eine »Fata Morgana« erkannte? [39] Die trifft schon nicht auf Nazca zu, geschweige denn auf die Atacama-Wüste.

So geht das weiter. Ein Schwall von akademischem Unsinn, und jeder ist von seiner Theorie überzeugt. Hält sie gar für bewiesen. Dabei blickt keiner über den Tellerrand hinaus. Felszeichnungen und große Bodenzeichen sind ein weltweites Phänomen, das nicht isoliert begutachtet werden kann. Selbst England trumpft mit großen Figuren an Berghängen auf. Etwa mit dem »Riesen von Cerne Abbas« oder dem 110 Meter langen »Weißen Pferd von Uffington« (Berkshire). (Bild 136 und 137) Auch wenn die Darstellungen in England »modern« ausschauen, weil die Farben erneuert wurden, sind sie dennoch uralt.







## Und sie flogen doch!

Das Totschlag-Argument aus den sogenannten seriösen Zirkeln ist immer dasselbe. Schließlich liegen Sonne, Mond und Sterne nun mal am Himmel, deshalb hätten die tumben Menschen Zeichen für diese Naturgötter angelegt. Wer derart argumentiert, hat keine Ahnung von der altindischen Literatur [40, 41 ], in welcher die Flugapparate der Götter ausführlich beschrieben werden, weiß nichts über die Aussagen eines vorsintflutlichen Propheten Henoch [42], der in der ersten Person als Augenzeuge über seinen Besuch bei den Göttern am Firmament berichtet, und hat nie etwas von einem *Kebra Negest* gehört [43]. Dort, im Buch der »Herrlichkeit der Könige«, sind diverse Flugreisen von König Salomon beschrieben, einschließlich der Geschwindigkeit, mit welcher der fliegende König die großen Distanzen bewältigte. Zitat: »... so legte Salomon auf seinem Flugwagen an einem Tag eine Wegstrecke von drei Monaten zurück, ohne Krankheiten und Leiden, ohne Hunger und Durst, ohne Schweiß und Ermüdung.« (Kebra Negest, Kap. 58)

Arabiens bedeutendster Geograf und Enzyklopädist, Al-Mas'udi (895-956) schrieb in seinen Historien, Salomon habe über Karten verfügt, welche »...die Himmelskörper zeigten, die Sterne, die Erde mit ihren Kontinenten und Meeren, die bewohnten Landstriche, ihre Pflanzen und Tiere, und viele andere, erstaunliche Dinge.« [44]

Es gab sie, diese Flugwagen der Frühzeit. Und exakt für diese Flieger am Firmament produzierten die Menschen am Boden ihre großen Markierungen. Ein Gruß zum Himmel. Die vorgeschichtlichen Piloten vollführten da und dort Landungen. Schließlich brauchten sie frische Nahrung und Wasser. Dabei wurden sie von Steinzeitmenschen beobachtet, und die ritzten ihre unverstandenen Götter an die Felswände. Weltweit selbst-

verständlich, denn die Flieger der Antike bewegten sich in ihren flugtauglichen Kisten global. Ihre Spuren finden sich überall.

Im 5. Jahrhundert lebte am Hof der Guptakönige auch der größte Dichter Indiens: Kalidasa. In seinen Epen schöpfte er aus der altindischen Literatur, die ihm am Königshof in sauberen Abschriften zur Verfügung stand. So behandelt er in seinen Werken »Raghuvamsha« die Geschichte der Herrscher der alten Raghu-Dynastie. Und dort, in Gesang 13, Vers 1-79, ist in allen Einzelheiten und mit akribischer Genauigkeit ein Flug von Lanka nach Ayodhya festgehalten. [41]

Beschrieben wird die Panoramansicht von oben auf den Ozean mit seinen unterschiedlichen Tiefen, Farben und unterseeischen Gebirgen. Der Flugwagen bewegte sich manchmal zwischen den erschreckten Vögeln, dann in den Wolken und sogar auf Wegen, »die von den Göttern befahren werden«. Exakt werden die überflogenen Gebiete und Orte aufgezählt: »Der Fluss Godavari ... die Einsiedelei von Agastya ... der Berg Chitrakuta nahe Allahabad und die Klause von Atri am Ganges ... vorbei an der Hauptstadt des Königs von Nishada auf das Gebiet von Uttarakoshala am Fluss Sarayu ...« Erstaunt beobachten die am Boden versammelten Menschen das Himmelsfahrzeug, dem Rama über Treppenstufen aus blitzendem Metall entstieg.

Alles in allem die Beschreibung einer vorgeschichtlichen Flugreise über eine Distanz von 2900 Kilometern. Und zwar von Lanka (Ceylon) nach Ayodhya über Setubandha, Mysore und Allahabad. Als der König Dushyanta aus dem Luftfahrzeug stieg, stellte er zu seiner Verblüffung fest, dass sich die Räder zwar drehten, aber keinen Staub aufwirbelten. Zudem berührten sie den Boden nicht, obschon Rama auf einer me-

tallinen Treppe dem Himmelsfahrzeug entstieg. Matali, einer der Piloten, klärte den König auf. Der Unterschied rühre daher, dass diesmal ein Himmelswagen der Götter benutzt worden sei - und nicht einer der Menschen.

Exakt in dieser Bemerkung liegt der entscheidende Unterschied. In jener vorgeschichtlichen Zeit existierten unterschiedliche Flugapparate: die fliegenden Kisten der menschlichen Herrscher und die hochtechnischen Flugvehikel der Götter. Und die waren erheblich raffinierter als die irdischen Nachahmungen. Jenes geheimnisvolle Volk »Chi-Kung«, das für den Begründer der Shang-Dynastie »fliegende Wagen« herstellte, operierte auf irdischem Terrain. Auch der indische König Rumanvat, der gleich mit seinem Harem und einer Schar von Würdenträgern losdonnerte, bewegte sich im Luftraum der menschlichen Flugkunst. Ebenso König Salomon oder der Südseegott Rongomai. Ausgesuchte, intelligente Menschen waren von den Göttern unterwiesen worden, fliegende Fahrzeuge herzustellen. Dazu ist keine technische Evolution oder irdische Infrastruktur nötig. Ich könnte jeder Steinzeitgesellschaft beibringen, wie man einen Heißluftballon herstellt und Dampf für einen primitiven Antrieb produziert. Auch ein Propeller aus Hartholz wäre keine technische Meisterleistung.

## Noch Fragen?

Die Unterschiede zwischen »Göttern aus dem Weltall« und irdischen Königen, zwischen von Menschen gebauten Flugwagen und »himmlischen Gebilden« ist in den alten Texten klar herausgestellt worden. Typisch für dieses Lehrstück ist »Arjuna's Reise in den Himmel«. Arjuna ist der Held der Geschichte, und er fliegt mit »Matali«, dem Piloten, hinaus. Schon vor dem Start bemerkte Arjuna Wagen, die flugunfähig am Boden lagen, und andere, die über dem Startgebiet schwebten:

»... Arjuna wünschte, dass Indras himmlischer Wagen zu ihm gelange. Und mit Matali kam plötzlich im Lichterglanz der Wagen an, Finsternis aus der Luft scheuchend und erleuchtend die Wolken, die Weltengegenden anfüllend mit Getöse, dem Donner gleich ... Mit dem Zaubergebilde fuhr er, dem sonnenähnlichen Wagen, nun freudig empor. Als er sich dem Bezirke nahte, der unsichtbar den Sterblichen, Erdenwandelnden, sah er Himmelswagen, wunderschön, zu Tausenden. Dort scheint die Sonne nicht, der Mond nicht, dort glänzt das Feuer nicht, sondern im eigenen Glänze leuchtet da, was als Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird. Ob großer Ferne gleich Lampen, obschon es große Körper sind.« [45]

Eigentlich könnte ich diesen Einschub über fliegende Wagen, die meiner Überzeugung nach der einzige Grund für die riesigen Bodenmarkierungen und die Felszeichnungen der Götter - jene mit den Strahlen - sind, mit der Bemerkung beenden: Was will man noch mehr? Doch Querverbindungen sind Lichtblitze in die Erinnerung. Wie war das mit dem Himmelsfahrzeug? »... die Weltengegenden anfüllend mit Getöse, dem Donner gleich ...« Nicht anders beim Propheten Hesekiel im Alten Testament. Dort wird der Lärm des Himmelswagens mit »dem Getöse eines Heerlagers, dem Rauschen und Don-



nern vieler Wasser« verglichen. Ich weiß, worum es geht. Schließlich habe ich 30 Bücher zum Thema geschrieben.

Und was sollen diese »Götter« eigentlich auf der Erde gesucht haben? Die Antwort steht in Kapitel 11, Vers 1-4 des »Sabhaparva« (Bestandteil des indischen *Mahabharata*) [46], Da wird berichtet, jene Götter seien in alten Zeiten von einem weit entfernten Ort im Weltall hergekommen, *um die Menschen zu studieren*.

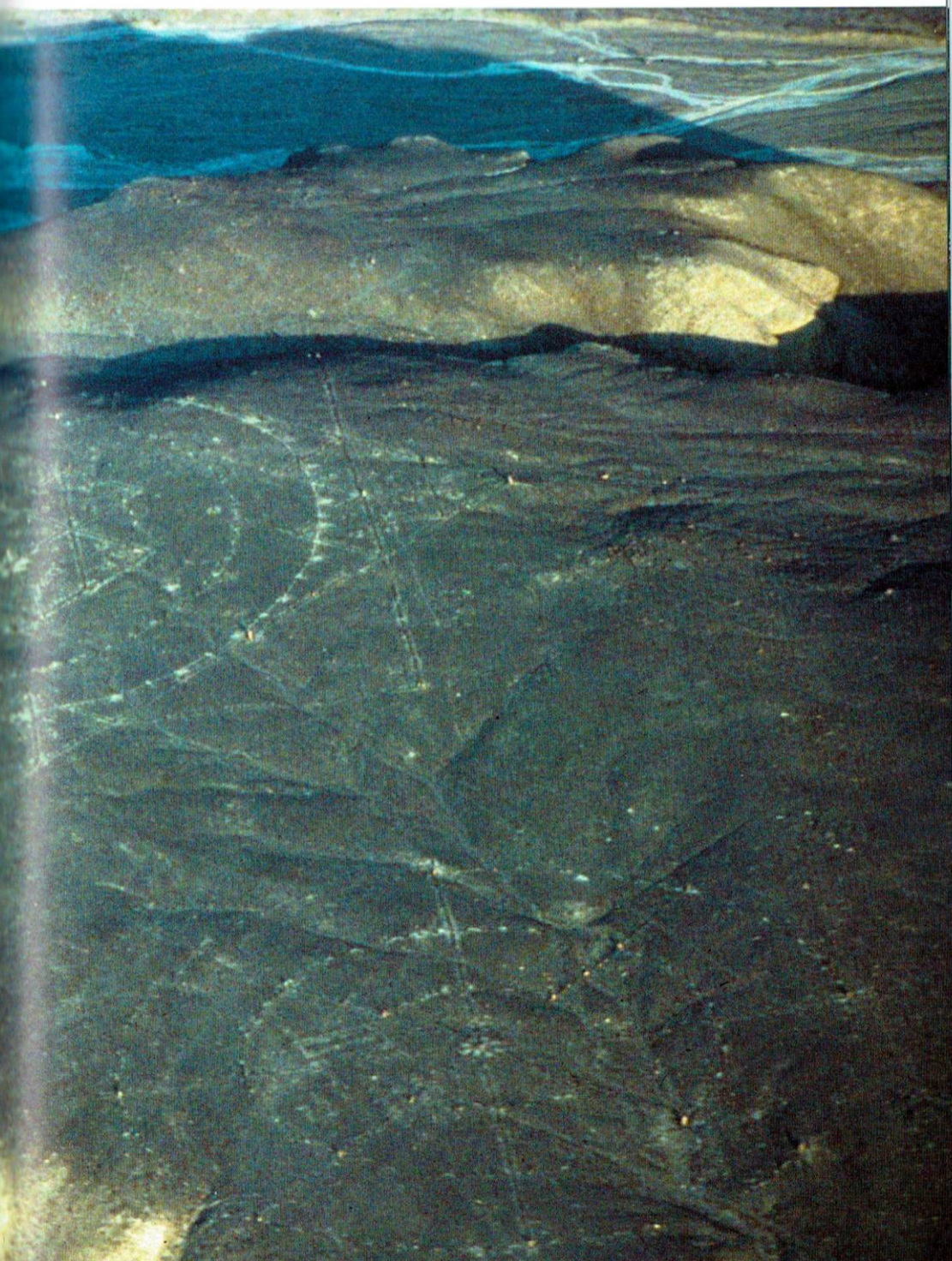
Interstellare Ethnologen waren am Werk.

Nicht nur die Menschen hinterließen Felszeichnungen zu Ehren der Götter und himmelwärts gerichtete Markierungen am Boden, auch die Götter selbst stempelten an vereinzelt Stellen die Erdoberfläche. Weshalb um alles in der Welt sollten sie das getan haben? Für ihre »himmlischen« Kollegen oder als Botschaft für zukünftige Generationen. Es mag an bestimmten Orten etwas Wichtiges gegeben haben, auf welches die fliegenden Herren andere fliegende Herrschaften aufmerksam machen wollten.

Zu besichtigen sind derartige Botschaften auf einer Bergfläche bei Palpa in Peru. Dieses Palpa ist eigentlich Bestandteil der Wüste von Nazca. Die Unterscheidung zwischen Palpa und Nazca ist eher akademisch. Dort liegt ein rechteckiges »Schachbrettmuster« im Boden, das nur unter bestimmtem 'Lageslicht sichtbar wird. Und in der Verlängerung davon noch ein zweites. (Bild 138) Irgendwie erinnert das Bild an den binären Code. Dann an ein gigantisches »Mandala«, eine geometrische Figur, deren Botschaft nie und nimmer von Steinzeit menschen erfunden wurde. Zwar waren Menschenhände am Werk - doch unter Anleitung eines Genies der Geometrie.







## Sensation in Palpa

Aus der Luft wird zuerst ein großer Kreis mit unzähligen kleinen Punkten auf der Kreislinie erkennbar. In der Mitte zwei übereinander liegende Rechtecke, aufgeteilt in acht Vierecke. (Bild 139) Diese Vierecke werden von gekreuzten Linien unterteilt, und im Zentrum liegt ein Strahlenbündel von 16 Linien. Die große geometrische Figur wird rechts und links von zwei Kreisen flankiert. Das Gesamtbild ergibt ein gigantisches Dreieck, bestehend aus drei Kreisen - zwei kleineren und einem größeren -, einem Quadrat und den Basislinien um die geometrische Botschaft herum.

Weshalb wird dieses phänomenale Bild in der Fachliteratur übergangen? Warum trauen sich keine Mathematiker an die Lösung?

Es wird behauptet, das Ganze sei eine Fälschung aus unserer Zeit. Wie kommt man darauf?

Da wurden zwei kleine Holzpflocke am Rande des mandalaartigen Gebildes gefunden und mit der C14-Methode datiert. Die Untersuchung ergab: Holz aus unserer Zeit. Damit war der Fall erledigt. Zudem hat jemand - absichtlich? - ein kleines, abgerissenes Stück einer Bluejeans liegen lassen. Das reichte für die Fälschungstheoretiker. Sorry, Freunde von der anderen Fakultät: Eure Ablehnung ist voreilig.

In den 60er Jahren hatten zwei Lehrer von Nazca einmal versucht, das »Mandala«, das schon seit Ewigkeiten im Boden ruhte, zu vermessen und zu Papier zu bringen. Sie stolperten mit kleinen Aststücken über die glühende Steinwüste. Am Holz sollten die Schnüre zur Vermessung angebracht werden. Die Arbeit wurde bald wieder aufgegeben. Zu groß war die Aufgabe und zu kompliziert. Heute könnte man die Vermessung aus der Luft vornehmen.

Die Proportionen des Gesamtdiagramms sprechen gegen eine Fälschung. Alle drei Kreise sind umrahmt von einem großen Dreieck, und dieses Dreieck hat eine Seitenlänge von mehreren Hundert Metern. Innerhalb dieses Dreiecks existieren diverse Unterteilungen von Quadraten und Rechtecken. Zudem, und das hätte den Kritikern eigentlich auffallen müssen, verläuft mitten durch das Bild ein alter Geländeeinschnitt. (Bild 140) Der beginnt an der Kante eines inneren Rechtecks, verbreitert sich, zieht durch den inneren und äußeren Kreis und über den Rahmen des alles umspannenden Vierecks hinaus. Dabei - und das ist der Knackpunkt! - laufen sämtliche Kreispunkte und Linien auch über den Geländeeinbruch. Für die unbekannteten Hersteller des Diagramms scheint das keine Rolle gespielt zu haben - für heutige Fälscher hingegen wäre das ein ernsthaftes Problem gewesen.

Zwar existieren in Peru, auch in der Gegend um Nazca und Palpa, Figuren und Botschaften aus unserer Zeit - beispielsweise die Wappen oder Anfangsbuchstaben politischer Parteien. Die werden an Stellen angebracht, welche leicht erreichbar sind, nicht aber an Berghängen mit Geländeeinbrüchen.





Eine genaue Betrachtung der geometrischen Darstellung auf dem Hochplateau unterstützt die Echtheit der Figur. Rechts und links des großen Quadrats in der Mitte liegen Kreise, bestehend aus je einem äußeren und einem inneren Ring. Das jeweilige Zentrum zeigt einen Stern mit einem Mittelpunkt und acht Strahlen. (Bild 141) Von diesem Mittelpunkt führt eine lange, gerade Linie zu den beiden kleineren Kreisen rechts und links. Diese Linie verläuft ebenfalls über den Geländeeinschnitt. Die Verlängerung mündet in eine sogenannte »Nazca-Piste« (auf dem Bild nicht sichtbar). Das Zentrum des großen Kreises bildet erneut einen Strahlenspunkt, überlappt von zwei Rechtecken. Dann folgen - von innen nach außen betrachtet - ein innerer und ein äußerer Ring. Die Steine des inneren Rings laufen sowohl über den Geländeeinbruch als auch eine Vertiefung. Ich habe mir die Mühe gemacht, die Punkte zu zählen, soweit das möglich war. Im inneren Ring sind es rund 90 Punkte, im äußeren rund 63.

Die übereinander liegenden Rechtecke im Zentrum des großen Kreises sind ihrerseits durch Linien unterteilt, die exakt den Eckpunkt des Quadrats in der Mitte schneiden. Das ganze Gebilde ist ein Meisterwerk der Geometrie. Zudem ist die geometrische Botschaft - genau wie das »Schachbrettmuster« - eingebettet in das Netzwerk von Nazca.

## Die Fälschung ist keine

Man stelle sich vor, heutige Fälscher hätten die geometrische Botschaft produziert. Die erste Frage lautet: Wozu? Nun, eventuell um Nazca und Palpa für die Touristen noch attraktiver zu machen. Tagtäglich werden Touristen mit kleinen Flugzeugen über Nazca geflogen. Doch die Piloten kutschieren ihre Gäste ausgerechnet *nicht* über das »Mandala« und das »Schachbrettmuster«, denn es gehört überhaupt nicht zu den Scharrzeichnungen von Nazca. Die ganze Fälscherei für die Katz? Freunde, die Angelegenheit ist komplizierter, als es auf Anhieb aussieht: Sowohl das »Mandala« (= das große, geometrische Gebilde) wie auch das »Schachbrettmuster« werden nur unter einem bestimmten Anflugwinkel sichtbar. Fliegt der Pilot zu sehr von einer Seite oder Höhe, existiert das Gebilde nicht. Bei dem komplizierten Werk hätten vor Arbeitsbeginn mehrere geometrische Punkte festgelegt und mit Schnüren markiert werden müssen. Der Chef des Fälscherteams müsste Geometrieprofessor gewesen sein und seine Truppe bereit, wochenlang in der Gluthitze Steine zu riesigen Dreiecken, Kreisen und Rechtecken zusammenzutragen. Der schweißtreibende Aufwand nur für eine Fälschung? Niemand begibt sich freiwillig in die Hölle, nicht einmal Angehörige der peruanischen Armee. Die wären zudem mit Geländefahrzeugen angerollt gekommen. Schließlich verdampft die Arbeitstruppe Mengen von Wasser. Wo sind die Spuren der Fahrzeuge? Wo die Trampelpfade der emsigen Fälscher?

Wäre in unserer Zeit in Nazca/Palpa eine Fälscherclique am Werk gewesen, so wäre eine derartige, monatelange Kraftanstrengung mit Sicherheit nicht unbemerkt abgelaufen. Zumindest die lokale Presse hätte darüber berichtet.



► 142



► 143

Als ich im Herbst 1996 jeden Abend über Nazca und Palpa flog, fragte ich Eduardo, den damaligen Chefpiloten von Nazca: »Wer hat diese Fälschung in den Boden gekratzt? Wer die Steine zusammengetragen?«

»Das ist keine neuzeitliche Fälschung! Das Ding war schon immer da!«

»Weshalb schreibt denn keiner der vielen Nazca-Berichterstatter darüber? Ich erinnere mich nicht, davon ein Bild gesehen zu haben.«

Eduardo, der damals älteste Pilot, belehrte mich, erstens liege das Diagramm nicht auf der Ebene von Nazca, sondern in Palpa, und zweitens wisse niemand etwas dazu zu sagen. So bleibe nur das große Schweigen.

Das hält bis heute an. Weder die geometrische Botschaft noch die »Schachbrettmuster« werden irgendwo zur Diskussion gestellt. Nicht einmal die jungen Piloten, die heute Touristen über Nazca fliegen, wissen, was stimmt. Den wenigsten sind die geometrischen Zeichnungen überhaupt bekannt. Das wundert mich nicht. Schließlich sind sie nur unter bestimmten





Lichtverhältnissen und Anflugwinkeln sichtbar. So meinen die jüngeren Piloten achselzuckend, es müsse sich wohl um eine Fälschung handeln, die älteren behaupten, die Geometrie sei schon immer da gewesen, aber wegen der Lichtverhältnisse selten aufgefallen. Keiner möchte sich die Finger verbrennen. Keiner traut sich, das Fälschungsgebrüll zu widerlegen. Doch es *ist* widerlegbar. Wie?

Bild 142 zeigt einen Ausschnitt des rechten, kleineren Begleittrings. Zwei gerade Linien kreuzen das Zentrum und laufen über den äußeren Ring hinaus. Links im Bild ist ein Teilstück der Linie erkennbar, welche das große »Mandala« im Zentrum umrahmt. Der Bildausschnitt zeigt deutlich die Doppelspur dieser Linie. Die angeblichen Fälscher hätten sich also nicht nur die Mühe gemacht, die zentrale Darstellung mit einem Quadrat einzurahmen, sondern sie hätten die weiße Linie dieses Quadrats gleich doppelt gezogen. Total bescheuert für Fälscher. Die produzieren keine Arbeitsgänge für nichts.

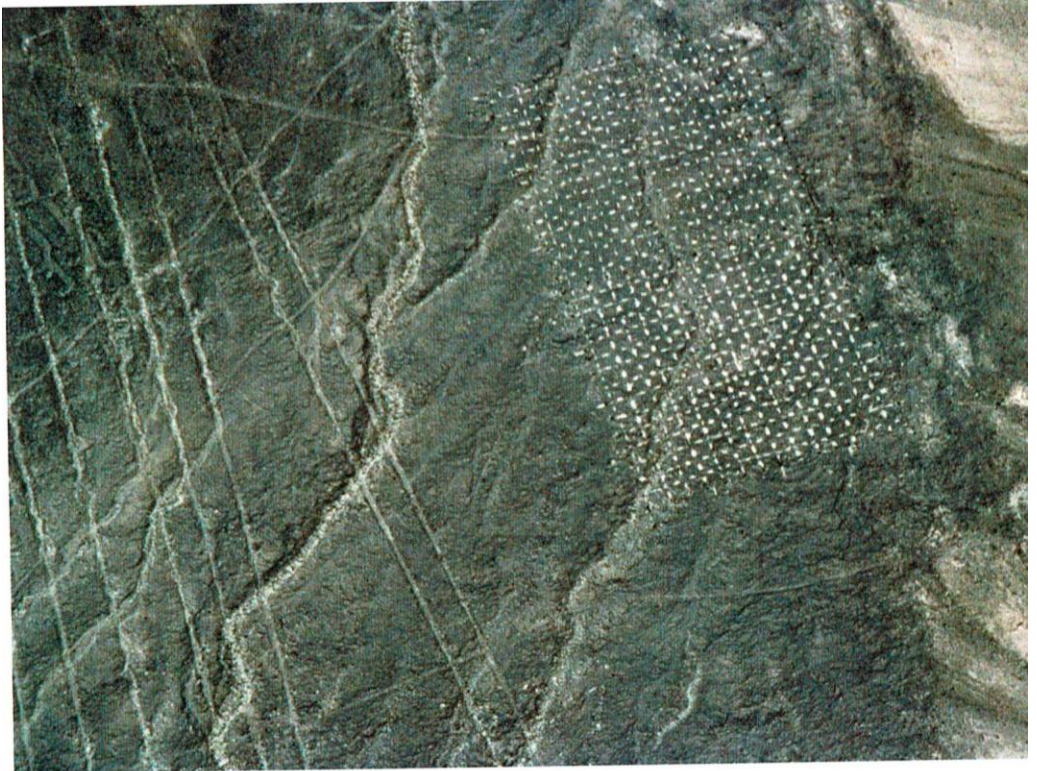
Bild 143 zeigt eine Nahaufnahme außerhalb der zentralen Darstellung. Gerade noch erkennbar sind seltsame, rechteckige Flächen im Boden, die sternförmig von einem Punkt weglaufen. Eine Linie des Nazca-Netzwerks läuft darauf zu und berührt das zentrale »Mandala«. Also gehört die »Fälschung« irgendwie zum Linienkomplex von Nazca. Wie auch immer. Fliegende Planer waren am Werk.

Bei Bild 144 geht es nicht um die geometrischen Figuren, sondern um das Gelände ringsumher. Wo ist der Parkplatz für die Fahrzeuge der Fälscher mit ihren Getränketonnen? Am vorgelagerten, recht steilen Abhang (unterer Bildrand) wären sie gar nicht erst hochgekommen. Wo sind die Fahrspuren? Wie und weshalb pflanzt man eine phänomenale geometrische Figur auf einen Geländeeinschnitt, der von nirgendwo einsehbar ist - außer beim Anflug aus einer bestimmten Richtung? Weshalb die Übung in einer ausgedörrten Wüste, wenn doch keine Menschenseele den herrlichen Geniestreich je zu Gesicht bekommt? Fälscher, die ein derartiges Werk vollbringen, möchten Zuschauer, Bewunderung, Applaus für die Leistung. Sämtliche Markierungen aus unserer Zeit - z. B. politische Botschaften - liegen an den Berghängen von befahrenen Straßen. Etwa an der berühmten Panamericana. Das ist die Strecke von Alaska nach Feuerland. Sie verläuft durch die Wüsten von Nazca/Palpa. Doch das geometrische Wunderwerk liegt völlig

abseits jeder Straße in einer menschenfeindlichen Gluthölle. Wo bleibt die Signatur der Fälschungsgenies? Ich vernahm den Einwand, manchmal regne es kurz, aber heftig in Nazca/Palpa. Die Regengüsse müssten die geometrischen Figuren längst weggewischt haben, wenn sie tatsächlich alt wären. Stimmt nicht. Derselbe Regen müsste auch die Figuren, »Pisten« und Zickzack-Linien auf der Ebene von Nazca/Palpa zum Verschwinden gebracht haben. Hat er aber nicht.

Das »Schachbrettmuster« besteht aus über 800 einzelnen Punkten. Genau zu zählen sind sie nicht. Wie beim »Mandala« verläuft auch hier eine Art Wasserrinne quer über das Muster. (Bild 145) Müsste das seltene Regenwasser nicht auch diese Punkte längst zum Verschwinden gebracht haben, wenn sie alt wären? Eben nicht. Wieso? Links neben dem »Schachbrettmuster« verlaufen mehrere, unbestritten uralte Linien. Ärgerlicherweise tun sie das ebenso schnurstracks über Wasserrinnen wie diejenigen im »Schachbrettmuster«. Eventuell auftretende Regengüsse vermochten diese definitiv alten Linien in keiner Weise wegzuwaschen. Sie sind unbestritten vorhanden. Die vierte und fünfte von links verlaufen gar zwei Meter *in* der Wasserrinne. Von Auslaugen keine Spur. Die Fälschungstheoretiker sollten sich etwas Besseres einfallen lassen. Und die Frage nach den Karrenspuren erledigt sich auch unter der Lupe von selbst: Sie existieren nicht, weder beim ersten noch beim zweiten »Schachbrettmuster«.

Wie mir scheint, ist eine Diskussion um die geometrischen Figuren unerwünscht - deshalb das Fälschungsgejammer. In dieser Gesellschaft nichts Besonderes. Der Zeitgeist lässt nur Vernünftiges zu. Und eine geometrische Botschaft aus der Vergangenheit darfes nicht geben. Basta! Wer darüber spricht, ist unvernünftig. Wer schützt uns eigentlich vor vernünftigen Menschen?





▶ 146



▶ 147

## Lasst Riesen grüßen!

Dabei kann ich mit noch eindrücklicheren Bildern aufwarten, ob es dem Zeitgeist nun passt oder nicht. In Ica, einer Provinzhauptstadt 140 Kilometer nördlich von Nazca/Palpa, grüßt von einem Felsplateau ein Riese zum Firmament. Bild 146 ist das Original, bei Bild 147 haben wir die Konturen nachgezogen. Das Monstrum zeigt breite, nach außen gewinkelte Füße, lange Beine und einen angewinkelten linken Arm. Der Kopf ist zerstört und der rechte Arm scheint einen länglichen Gegenstand zu führen. Was soll das? Wieder eine Fälschung? Diesmal wurde die Gestalt nicht mit Steinen ausgelegt, sondern regelrecht in den Felsen gehämmert. Nicht in diesem und nicht im letzten Jahrhundert. Wer argumentiert, der »Riese von Ica«, wie die Figur genannt wird, sei nicht zum Firmament ausgerichtet, der verträgt wohl die Botschaft für die Götter nicht.

Selbst in Nazca, mitten im Gewirr der Linien, klebt an der Schrägwand eines Hügels eine 29 Meter hohe Figur, die ganz allgemein *El Astronauta*, »der Astronaut«, genannt wird. (Bild 148) Der Schädel wird von zwei runden Augen dominiert, die Proportionen des Körpers stimmen, und die Füße scheinen in plumpen Schuhen zu stecken. Bemerkenswert die Arme: Ein Arm deutet himmelwärts, der andere zur Erde. Soll hier die Verbindung »Himmel - Erde« signalisiert werden? (Am Rande: Die tanzenden Derwische in der Türkei, die in ihren weiten Roben schnelle Körperdrehungen vollziehen, weisen mit einem Arm zur Erde und mit dem anderen zum Himmel. Dort ist tatsächlich die Verbindung Himmel-Erde gemeint.) »El Astronauta« in Nazca wird von zwei senkrechten Linien eingerahmt. Ursprünglich müssen am selben Hügel weitere Figuren existiert haben. Ihre Konturen sind gerade noch rudimentär zu erkennen. Und für Verblüffung sorgt ein drei-

dimensionaler Effekt, der nur bei einem niedrigen Sonnenstand sichtbar wird. Plötzlich scheint »El Astronauta« aus dem Hügel hervorzutreten.

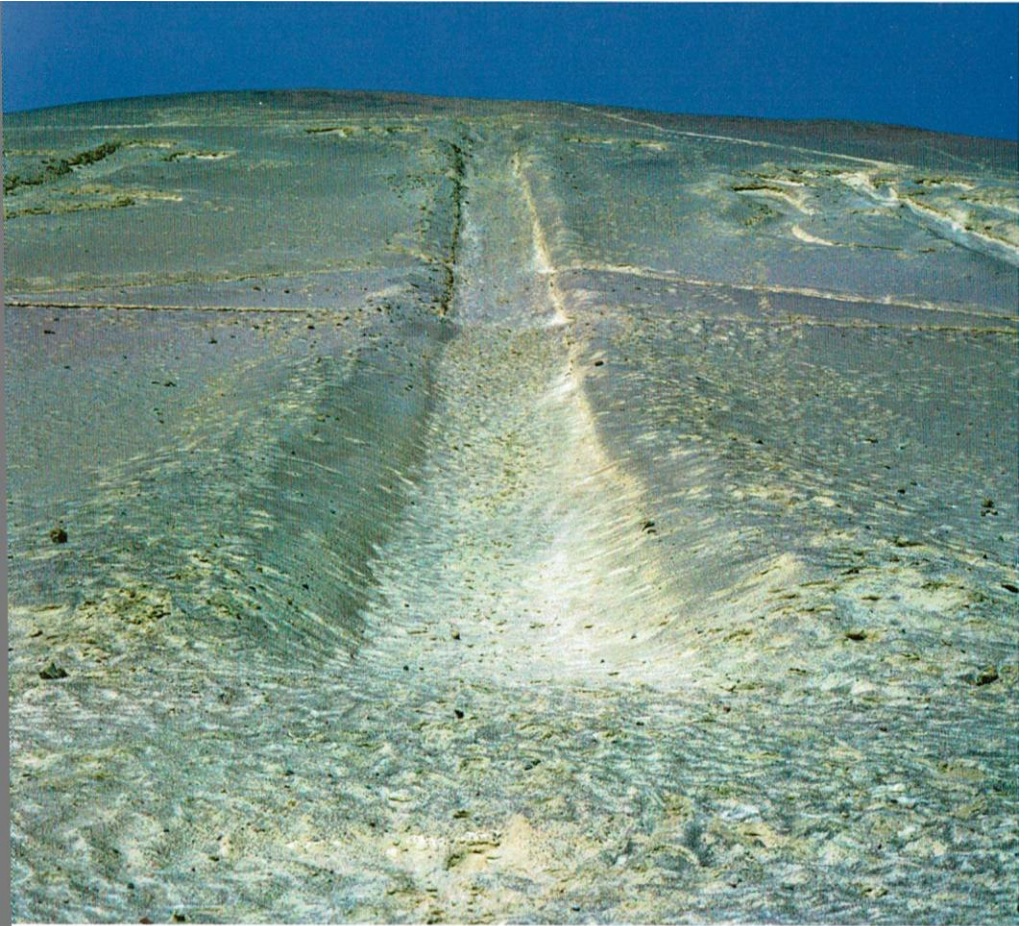
Das nächste unverstandene Zeichen liegt in der Bucht von Pisco, Peru, direkt an der Pazifikküste. Das Gebilde erinnert an einen riesigen Dreizack oder einen gigantischen dreiarmigen Leuchter. (Bild 149) Die Gesamtdarstellung misst volle 250 Meter in der Höhe, und die einzelnen Säulen des Dreizacks sind bis zu 3,80 Meter breit. (Bild 150) Der Untergrund besteht aus einer weißen, salzähnlichen und kristallinen Substanz. (Bild 151) In früheren Jahren bin ich mit kleinen Gruppen von Menschen den sandigen Hügel hinaufgekraxelt, um Nahaufnahmen und Messungen zu machen. Dabei hinterließen wir massenhaft Fußspuren. Doch am andern Tag waren unsere Spuren buchstäblich von Winde verweht. Nichts, gar nichts deutete auf unsere Anwesenheit. Heute ist das Betreten des »Candelabro« - wie die Figur lokal genannt wird - verboten. Niemand weiß, was das Gebilde bedeutet, wer es schuf und wann. Die logische Erklärung wäre eigentlich, bei der Markierung handle es sich um ein Zeichen für die Schifffahrt.



▶ 148



▶ 149



► 150

Doch selbst dies ist umstritten. Der Küste vorgelagert liegt nämlich ein kleines Inselchen, bewohnt von brüllenden und stinkigen Seelöwen. Dieses Inselchen behindert die Sicht von der See her, und auch von Norden und Süden ist die Bucht von Pisco nur wenige Kilometer einsehbar. Zudem wäre das Inselchen selbst die beste Markierung für die Schifffahrt. Es ist von weither sichtbar, während der »Candelabro« erst nach Passieren der Insel auftaucht. Irgendwo las ich, »der Candelabro« weist auf die rund 100 Kilometer entfernten Linien auf der Ebene von Nazca. Falsch. Die Richtung des Zentralarmes weißt nicht nach Nazca. Immerhin passt die Figur ins Bild der himmelwärts gerichteten Zeichen an der Pazifikküste.





## Die Straße der Pockennarben

Von der Bucht von Pisco aus führt zuerst eine Asphaltstraße ins Pisco-Tal nach Humay. Die verwandelt sich zu einer staubigen Schotterstrecke hinauf in die Anden nach Castrovirreyna und Huancavelica. Wo Wasser durch Leitungen auf die Felder gesprengt wird, gedeihen Früchte und Gemüse. Der jähe Übergang zwischen Wüste und Kulturlandschaft ist irritierend. Auf der Strecke liegt rechts die Hacienda Montesierpe und daran angebaut eine kleine Kapelle. Hinter der Hacienda gibt es am Berghang einen etwa 300 Meter breiten Streifen Kulturland, künstlich bewässert. Und wieder 200 Meter weiter in der Schräge des Hanges ein Loch nach dem anderen im ausgetrockneten Boden. In der Breite liegen immer acht Löcher nebeneinander, jedes Loch zirka einen Meter tief und genauso breit. (Bild 152) Und Loch für Loch zeigt Reste von Mäuerchen. Ob man den Berg hinauf- oder hinunterblickt, stets sieht man ein »Lochstreifenband«. Ein Bandwurm, als ob einst eine Nudelwalze mit exakt acht Löchern in der Breite ins Erdreich gerollt worden wäre. (Bild 153) Die Bandbreite betrug rund 24 Meter, die Länge war nicht abzusehen.

Soweit es möglich war, kroch ich - oft auf allen Vieren - den Berghang hoch. Manchmal zeigten sich die Löcher porös, das Gestein bröckelte, doch je höher ich kletterte, desto mehr Mäuerchen umgaben die Löcher. (Bild 154 und 155) Was war das? Eine ehemalige Baumschule? Ein Art Friedhof? Eine Verteidigungsanlage? Die Grenzen eines Hoheitsgebietes?

Die Friedhofsvariante ergab keinen Sinn. Nie sind hier irgendwelche Knochen, Keramik oder Textilien gefunden worden. Auch eine Baumschule oder Plantage anderer Art kam nicht in Frage. Das »Lochstreifenband« zog den Berg hoch und hinunter, oft schräg in der Flanglage, und Wasser fehlte ohnehin. Also eine Verteidigungsanlage? Zwecklos. Jeder Angreifer



► 152



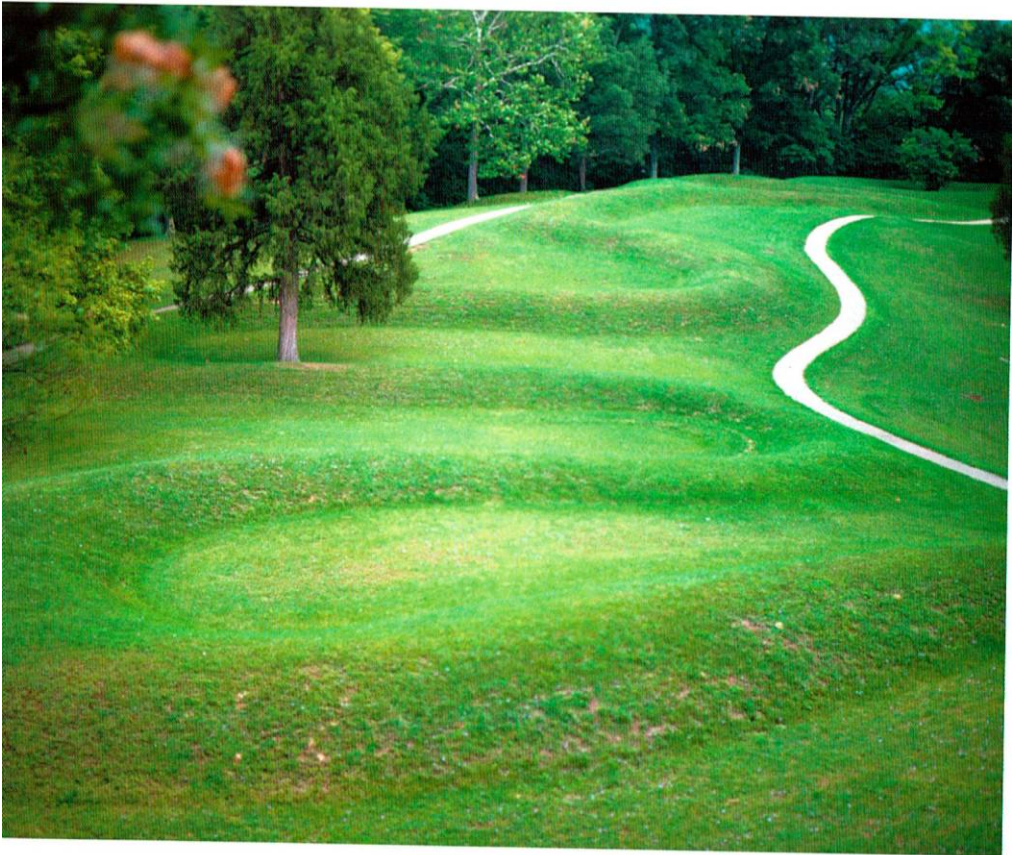
► 153

hätte von beiden Seiten kommen können, die Verteidiger hätten sich gegenseitig beschossen. Zudem zog sich das Lochstreifenband über einen Berghang, der rechts und links steil abfiel. Die Verteidiger hätten weder fliehen noch Nachschub erhalten können. Das Band schmiegt sich oft in sanften Windungen den Hang hinunter und hinüber über das Tal. Wären die Löcher so etwas wie »Einmannbunker« gewesen, so hätten die Verteidiger oft tiefer gelegen als die heranrückenden Angreifer. Keine Logik wollte mitspielen, keine einfachen Lösungen machten Sinn. Die Eingeborenen nennen das Band seit Jahrhunderten: *la avenida misteriosa de las picaduras de viruela* - die rätselhafte Straße der Pockennarben.

Aus der Luft sieht das »Lochstreifenband« wie die Spur eines Raupenfahrzeuges aus, das hier den Berg hinauf- und hinunterkraxelte. Doch ein derartiges Raupenfahrzeug gibt es nirgendwo. Dann die Idee einer Schlange. Wer sollte eine Schlange in die Hänge gravieren? Eine Schlange, die den Berg hinunter-, über das Tal und dann wieder hinaufkroch?







► 156



► 157

## Schlangen und Glimmer

Ausschließen möchte ich gar nichts, denn zumindest die Indianer Nordamerikas haben Darstellungen von Tieren aller Art in ihre Hügel gelegt. Das sind künstlich angelegte Aufschüttungen, die Vögel, Bisons, Bären, Echsen und Schlangen zeigen. Als Gesamtkunstwerk sind die Bilder nur aus der Luft erkennbar. Im US-Staat Ohio, zwischen der Hauptstadt Columbus und Newark, liegt ein gigantisches Achteck und unweit davon, im Adams County, westlich der Stadt Portsmouth, ein Schlangenhügel. Das Erdbild ist gute 400 Meter lang und schmiegelt sich in seiner ganzen Ausdehnung an die Biegung des kleinen Flusses Bush Creek - allerdings gute 40 Meter oberhalb des Wasserlaufs. (Bild 156) Der Kopf der Schlange ruht auf dem höchsten Punkt des hügeligen Geländes, der mehrfach geringelte Körper zieht sich wie ein endloser Lindwurm über die 400-Meter-Strecke, um schließlich in einer Spirale zu enden.

Die lokale Legende überliefert, der Schlangenhügel sei die Abbildung des Sternbildes Ursa Minor (Kleiner Bär). (Bild 157)

Am unteren Ende der Schlange wurde ein Grabhügelchen mit diversen Knöchelchen entdeckt. Die lagen auf einer Schicht aus Glimmer. (Bild 158) Glimmer ist ein Kalium-Aluminium-Hydrosilikat, das in den Granitgebirgen gefunden wird. Das Zeug glitzert an der Sonne und ist sowohl elastisch wie auch zugfest. Glimmer hält Temperaturen bis zu 800 Grad aus und ist resistent gegen alle organischen Säuren. Die Eigenschaften des Glimmers sind heute sehr gefragt, denn Glimmer ist ein ausgezeichnete Isolator gegen Elektrizität. Außerdem ist er lichtbogenfest und widersteht elektrischen Entladungen. Glimmerschichten lassen sich aufblättern wie die Seiten eines Buches. (Bild 159) Was mich immer wieder irritiert, sind die verblüffenden Parallelen zwischen weit entfernten Orten. Eine



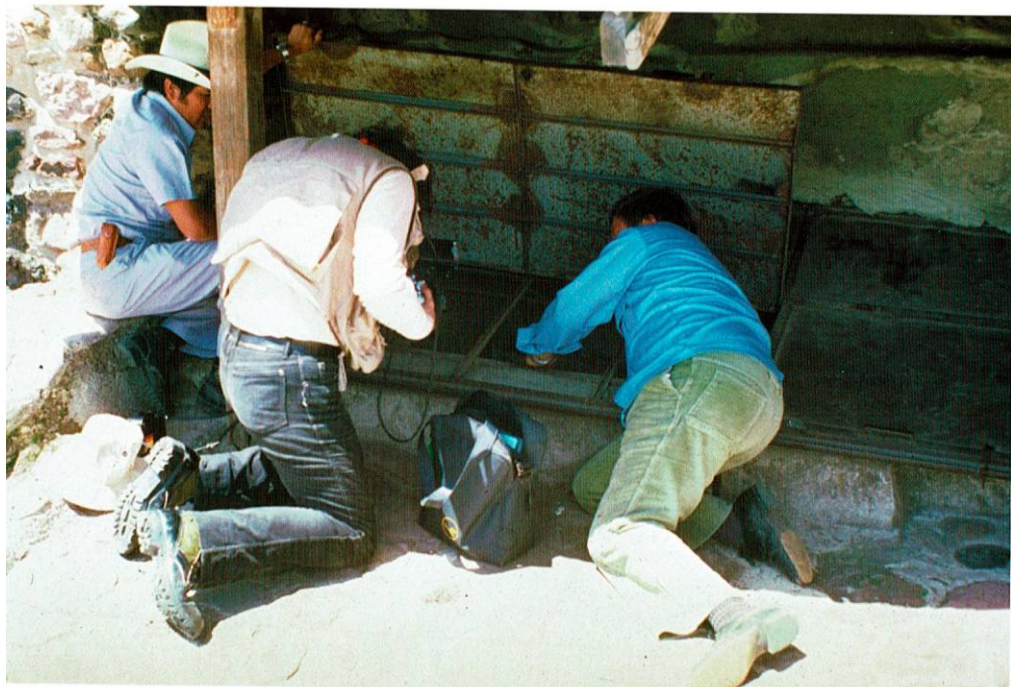
► 158

dicke Glimmerschicht wurde nämlich auch in Teotihuacan entdeckt. Der Ort liegt 40 Kilometer von Mexico City entfernt. Dort, nur wenige Meter neben der »Straße der Toten«, wurde ein unterirdischer Raum mit Glimmer isoliert. (Bild 160 bis 162) All dies vor unbekannter Zeit - sowohl in Tiahuanaco/Mexiko wie auch im Schlangenhügel von Adams County in Ohio/USA. Meine Frage ist nicht, weshalb Indio Stämme weit voneinander entfernt dasselbe taten. In der Felsbildkunst geschah dies schließlich auch. Meine Irritation hat einen anderen Grund: Die Indios müssen über die Multi-Eigenschaften des Glimmers Bescheid gewusst haben. Sonst hätten sie ihn weder eingesetzt noch in fernen Distanzen aus einem Granitgebirge herausgelöst. Was auch nicht einfach war.

Die Gefahr bei der Suche nach neuen Erklärungen liegt darin, dass man solche vielleicht tatsächlich findet.







▶ 160



▶ 161



### 3. Kapitel

# Steine können reden

Im Gymnasium, und das war immerhin eine höhere Schule, habe ich mal gelernt, unsere Vorfahren, eben erst dem Affen entsprungen, hätten in den Höhlen vegetiert, sich die Läuse aus dem Pelz geklaubt, von Zeit zu Zeit ein Mammut und andere Tiere gejagt und ansonsten Beeren und Wurzeln gekaut. Mag sein. Doch eine andere Gruppe der Steinzeitfamilie verhielt sich hoch intellektuell. Ihre mathematischen und geometrischen Leistungen beweisen es. Definitiv! Von der Wissenschaft höre ich ständig den Ruf nach Tatsachen. Darauf würde man positiv reagieren. Welcher Wissenschaft? Zuständig wären eigentlich die sogenannten »Frühgeschichtler«. Doch die lassen sich an den Fingern abzählen und sind zudem geografisch fixiert. Sie befassen sich mit einem beschränkten Raum. Ihr Denkschema folgt der Evolution. Hohe Geometrie - beispielsweise - hat in der Steinzeit keinen Platz. Als Tramp zwischen den Wissenschaften habe ich längst gelernt, dass auch Tatsachen gesiebt werden, dass an ihnen gefeilt und geschabt wird, bis plötzlich alles wieder passt und man zum alten Tratsch zurückkehren kann. Nun sind die Monumente aus der Steinzeit - beispielsweise Steinkreise, Dolmen, Menhire - aber genauso länderübergreifend wie die Fels- und Bodenzeichnungen. Es muss wohl eine Art vorgeschichtlichen Tourismus gegeben haben, wo die Wissenden von einem Stamm zu anderen pilgerten und ihre Botschaften weiterreichten. In Zentralamerika, und das ist allgemein bekannt, errichteten die Maya Pyramiden und Tempel nach astronomischen Gesichtspunkten. In diesem Zusammenhang sprechen die Gelehrten von einem »magischen Zwang« zum Kalender

und zur Astronomie. Wie war das in Europa, und zudem im zeitlichen Ablauf lange vor Zentralamerika? Welcher »magische Zwang« veranlasste die Steinzeitstämme zu den gleichen Leistungen? Wer hat ihnen das pythagoreische Dreieck, die Zahl Pi, das Pentagramm und andere geometrischen Geistesleistungen beigebracht? Wieso kamen sie alle auf die Idee, ihre Großgräber astronomisch auszurichten und riesige Stein- oder Holzkreise anzulegen? Der Beweis für meine Behauptung ist vorhanden. Nachprüfbar, fotografierbar, messbar - wie es die noble Wissenschaft verlangt. Doch interessieren sich niemanden. Jede Dokumentation löst nur verwirrtes Kopfschütteln aus. Was ist uns angenehmer? Umzudenken oder mit der ranzigen Schokoladenpaste weiterzuleben?

Im Golf von Morbihan in der französischen Bretagne, unweit der Stadt Carnac mit ihren Abertausenden von Menhiren liegen zwei kleine, grüne Inselchen: Gavrinis und Er Lanic. Auf dem winzigen Inselchen Er Lanic sind die Überreste eines Steinkreises zu besichtigen, genauer gesagt eines schwachen Steinovals von 58 auf 49 Metern Durchmesser, bestehend aus 49 Megalithen. Nur die Hälfte dieser Steine steht auf dem Land, die andere Hälfte badet auch bei Ebbe unter dem Meeresspiegel. (Bild 163 und 164) Dort, knapp 9 Meter tiefer, liegt ein zweiter Steinkreis aus 33 Blöcken. Sie sind bei Ebbe und ruhiger See gerade noch erkennbar. Die beiden Steinringe sind wie eine Acht ineinander verschmolzen. Der Kreis unter Wasser hat einen Durchmesser von 65 Metern.

Landunter? Nein, das Wasser ist gestiegen. Wann? Vor rund 18000 Jahren. Woher weiß man das?



▶ 163



▶ 164

## Felsmalereien unter Wasser

An einem Septembermorgen des Jahres 1985 tauchte Monsieur Henry Cosquer, Mitarbeiter einer Tauchschule in Cassis (östlich von Marseille/Frankreich) in die Tiefen vor Cap Morgiou (Mittelmeer). Eigentlich suchte er gar nichts - außer den Schönheiten unter Wasser. In 35 Metern Tiefe, direkt neben einem kleinen Felssturz, bemerkte Henry Cosquer eine Höhlenöffnung und schwamm vorsichtig hinein. Rasch begriff der Taucher, dass die Höhle zu einem Unterwasserstollen führte, der nach oben anstieg. Doch an jenem Septembermorgen traute sich Henri Cosquer nicht weiter. Die Zeit war begrenzt, sein Sauerstoffreichte noch für eine halbe Stunde. Zudem hatte er weder Unterwasserscheinwerfer noch einen Fotoapparat bei sich.

Einige Wochen später versuchte es Henry Cosquer erneut an derselben Stelle. Diesmal waren seine Taucherfreunde Marc und Bernhard dabei, und auch die Taucherausrüstung war professioneller als beim ersten Tauchgang. Mit vorsichtigen Schwimmbewegungen dirigierten sich die Männer durch einen 40 Meter langen Korridor und gelangten schließlich in einem unterirdischen See an die Wasseroberfläche. Ihre Scheinwerfer beleuchteten eine unglaubliche Szenerie. An der Westwand einer Halle erkannten sie zwei Pferde. Bernhards Scheinwerfer huschte zur Decke und erfasste eine mit schwarzer Kohle hingezogene Ziege. Sie war von einer durchsichtigen Kalzitschicht bedeckt. Jetzt watschelten die Männer aus dem Wasser, entledigten sich ihrer Schwimfflossen und prüften die Luft in den unterirdischen Räumen. Sie war würzig, etwas harzig, aber problemlos atembar. In der nächsten Halle, noch größer als die erste, huschten die Lichtkegel über eine ganze Gemäldegalerie: Bisons, Pinguine, Katzen, Antilopen, ein Seehund und diverse geometrische Symbole.

Henry Cosquer zeigte seine Fotos einigen Archäologen. Die winkten ab, blieben skeptisch oder hielten die Bilder gar für Fälschungen. Erst sechs Jahre später, am 19. September 1991, ankerte die »Archeonaut«, ein Forschungsschiff der französischen Marine, vor Cap Morgiou. Elf Froschmänner folgten Henry Cosquer in das Höhlensystem. An Bord der »Archeonaut« warteten acht Fachleute, darunter zwei Archäologen. Spezialausrüstungen wurden in die Tiefe gelassen, die unterirdische Gemäldegalerie regelrecht kartografiert und kleine Proben der Malereien an die Oberfläche gebracht. Die C14-Datierungen ergaben ein Mindestalter von 18400 Jahren.





## Klimawechsel

Vor 18400 Jahren lag der Mittelmeerspiegel 35 Meter tiefer als heute. Damals befand sich der Eingang zu den Höhlen an Land. Das Wasser ist gestiegen, ob im Mittelmeer oder im Atlantik bei Er Lanic. Beweisbar auch beim Hafen von Lixus (Marokko), wo die ältesten Anlagen unter Wasser liegen, bei Cadiz (Spanien), wo man bei Ebbe noch ein Straßenstück von 100 Metern Länge unter Wasser beobachten kann, bei Malta, wo sogenannte »Cart Ruts« - gleisähnliche Spuren im Fels - unter dem Spiegel des Mittelmeeres versinken, oder vor der Insel Bimini in der Karibik, wo eindeutig Mauerreste und eine Straße unter dem Meeresspiegel liegen. Das Wasser ist gestiegen. Weltweit. So einfach ist das. (Für den Anstieg des Meerwassers gibt es viele zusätzliche Beispiele. Sogar Piaton schrieb vor rund zweieinhalbtausend Jahren im dritten Buch seiner *Gesetze* darüber.)

Im Jahre 2010, in dem ich diese Sätze in meine Tastatur tippe, beherrscht eine unfassbare Diskussion die Menschheit: Klimawandel. Die Gletscher sollen schmelzen und das Meerwasser steigen. Aber das haben sie alle paar Jahrtausende schon getan. Ganz offensichtlich auch in der Steinzeit, in der keine industriell produzierten CO<sub>2</sub>-Abgase das Klima anheizten. Was ist los mit dieser Gesellschaft?

Wegschauen. Unwissen und Halbwahrheiten verbreiten. Tatsachen nicht zur Kenntnis zu nehmen. Das gilt auch für viele Wissenschaftler, insbesondere der Sorte, die ständig entrüstet darauf pocht, ernst genommen zu werden. In dieser Gesellschaft leben wir.

Weggucken, nicht registrieren, das gilt auch für die phänomenalen Botschaften aus der Steinzeit.

Das Inselchen Gavrinis liegt direkt neben den beiden Steinkreisen von Er Lanic, die teilweise unter Wasser zerbröseln.





Vor dem Anstieg des Meeresspiegels gehörten Gavrinis und Er Lanic zur Landmasse. Gavrinis ist gerade mal 750 Meter lang und 400 Meter breit. Die Insel ist von Bäumen umrandet, moosartiges Gras und überall wuchernder Stechginster dämpfen die Schritte, als ob ein dicker Teppich ausgelegt sei, der ins Heiligtum führt. Und was für ein Heiligtum! Das »Ganggrab« auf dem kleinen Hügel ist nämlich mit einer mathematischen Botschaft ausgestattet, die uns Neunmalkluge sprachlos werden lässt.

Die einheimischen Bretonen wussten immer, dass das Hügelchen in Wahrheit ein Bauwerk aus der Steinzeit enthielt. Erst 1832 wurde der Eingang entdeckt - das angebliche Grab darin war leer - und zwischen 1979 und 1984 restaurierte ein archäologisches Team unter der Leitung von Dr. Charles-Tanguy Le Roux die zyklopische Anlage. Das Innere des Ganggrabes entpuppte sich als ein Phantom aus einer längst vergangenen Zeit und enthielt zugleich die logischste aller Antworten: die Mathematik.

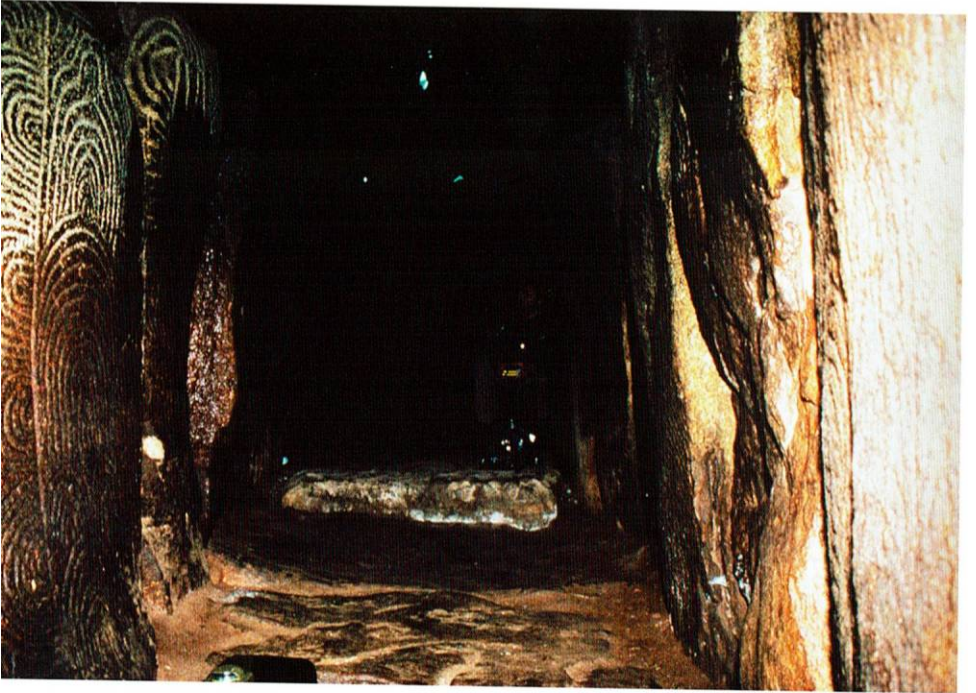
Zuerst haben die »Steinzeitler« den gesamten Hügel des Inselchens Gavrinis planiert. Dann karrten sie Unmengen von Steinen diverser Größe an den Bauplatz und rollten ein paar Duzend zyklopische Megalithen (*mega* = groß, *lithos* = Stein) hinzu. (Bild 165) Selbst der Boden des »Ganggrabes« besteht aus Platten. Die Erbauer müssen von Anfang an gewusst haben, dass eine Botschaft für die Ewigkeit entstehen würde.

Der Eingang besteht aus zwei senkrechten und einem horizontal darüber liegenden Steinblock. (Bild 166) Dann folgt eine von Monolithen flankierte und mit Monolithen abgedeckte Galerie ins Innere des künstlichen Hügels. (Bild 167) Anschließend das »Heiligtum«, auch die »Grabkammer« genannt, obschon nie ein Grab gefunden wurde. Diese »Grabkammer« ist nochmals 2,60 Meter lang, 2,50 Meter breit und 1,80 Meter hoch. Sie wird von sechs mächtigen Platten gebildet. Darüber liegt ein gigantischer Deckenstein mit den Maßen 3,70 auf 2,50 Meter. Insgesamt wurden für das eigentliche »Ganggrab« 52 Megalithen verbaut, wovon die Hälfte - 26 - mit seltsamen Zeichen graviert sind. Die lokalen Archäologen nehmen an, diese Ornamente seien mit kleinen Quarzsteinen tief in die Steinplatten eingeritzt worden. Logischerweise müsste diese Arbeit verrichtet worden sein, als die Platten noch auf dem Boden lagen, also bevor das »Ganggrab« ent-

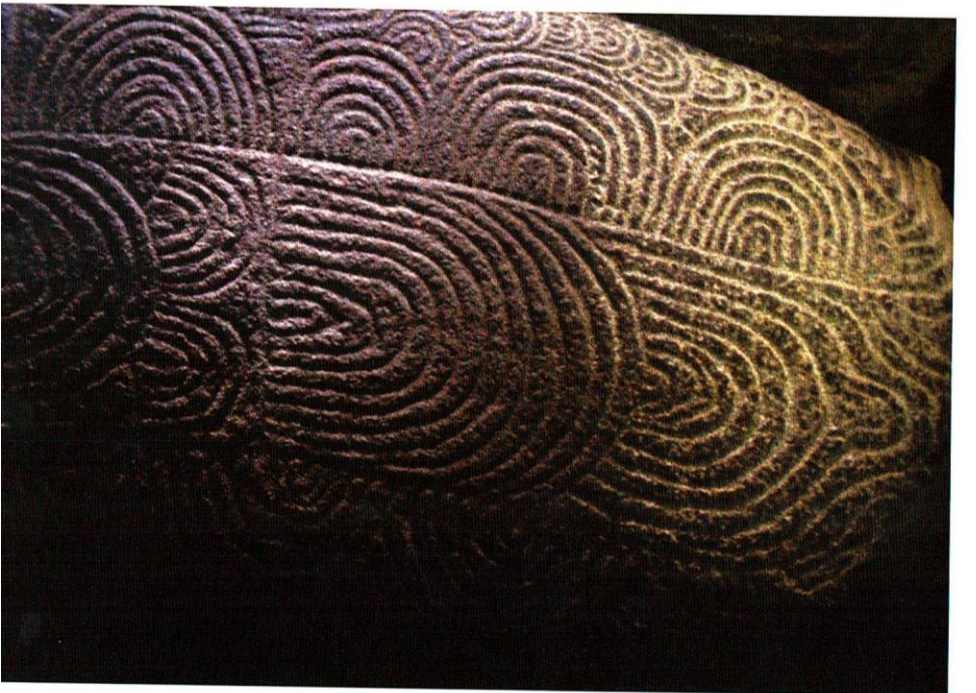


► 167

stand. Dies lässt zum ersten Mal aufhorchen. Die Menschen, welche dieses Meisterwerk errichteten, müssen nicht kunterbunt, wie es gerade am besten ging, gewerkelt haben, sondern nach Plan. Sie wussten von vornherein, welche gravierte Platte später an welcher Stelle zu stehen hatte. Die Gravuren zeigen unzählige Spiralen und Kreise, die ineinander und übereinander fließen; dann eigenartige Furchen, vergleichbar mit vergrößerten Fingerabdrücken; Schlangenlinien, die oft von einem Monolithen in den anderen überfließen; und in all dem Wirrwarr einen Block mit Darstellungen, die an Äxte oder spitz zulaufende Steinfäustlinge erinnern. (Bild 168 bis 172) Eine gravierte Welt, die je nach Lichteinfall bizarre Schatten auf die kuriosen Muster an den Wänden wirft. Es sind diese Einfurchungen, die sprechen. Sie enthalten die mathematische Botschaft, zeitlos und gültig für jede Generation, die rechnen kann.



▶ 168



▶ 169









## Mathe-Aufgabe in Stein

Herausgefunden hat dies Herr Gwenc'hlan Le Scouezec, ein Bretone und offensichtlich ein mathematisches Genie, obschon er bescheiden meint, die jahrtausendealten Mitteilungen seien doch für jeden ganz offensichtlich [47],

Die Zählung beginnt dort, wo in der Mathematik alles beginnen muss: bei eins. Vom Eingang aus gezählt, wird der sechste Stein rechts besonders auffallen müssen. Er ist kleiner als alle anderen und zeigt die Gravur eines einzigen »Fingerabdrucks«. Nichts daneben oder darüber, nur die Kreise und Furchen einer »Fingerkuppe«. Es ist der einzige Stein mit nur einem Zeichen. Alle anderen weisen entweder gar keine Gravuren auf oder gleich mehrere. Bedeutete »der sechste Stein« die Zahl 6? Sollte damit signalisiert werden, mit welchem System zu rechnen war?

Der einundzwanzigste Stein in der Galerie zeigt unten einen »Fingerabdruck«, dann folgen in drei Reihen übereinander insgesamt 18 äxtähnliche, senkrecht von oben nach unten verlaufende Gravuren. (Bild 173) 18 ist gleich 3 mal 6. Die Multiplikation von 3 mal 4 mal 5 mal 6 ergibt 360 oder 60 mal 6. Die 18 ihrerseits, die Anzahl der »Äxte«, signalisiert den zwanzigsten Teil von 360. Die Zahl ist in unserem geometrischen System der Gradumfang eines geschlossenen Kreises. Doch was soll unser System mit der Vergangenheit zu tun haben?

Die Ziffern 3, 4, 5 und 6, hintereinander geschrieben, ergeben 3456. Diese Zahl ist auf dem 21. Monolithen präsent. 3456 geteilt durch 21 ergibt 164,57. Dies wiederum ist der Umfang eines Kreises mit einem Durchmesser von 52,38 Metern. Na und? Was soll die Spielerei? Auf 52 Grad 38 Minuten genau liegt der südliche Azimut am Tag der Sommersonnenwende für die Position von Gavrinis. Muss ich noch erwähnen, dass das »Ganggrab« selbstverständlich nach dem Sonnenwende-





punkt ausgerichtet ist? Kann es noch verwirrender werden? O ja, die bisherigen »Zufälle« sind gerade mal der Anfang. Wir hatten die Zahl 3456 nur deshalb durch 21 geteilt, weil sie auf dem 21. Monolithen auftaucht. Das Resultat war 164,57. Dies erwies sich als der Durchmesser eines Kreises von 52,38 Metern. Was geschieht bei der Teilung der beiden Zahlen? Greifen Sie zum Taschenrechner, es kann nichts anderes herauskommen als:  $164,57:52,38 = 3,14$ . Die berühmte Zahl Pi.

Purer Zufall, rufen die Skeptiker, mit Zahlen lasse sich manches zurechtbiegen. Recht haben sie, doch in Gavrinis ist der Zufall aus dem Spiel. Die Gravuren enthalten immer wieder Hinweise für die Halbblinden, wie vorzugehen oder durch welche Zahlen zu teilen sei. Bild 174 weist auf die »Axt« und links davon auf die Zahl der Teilung. Auch die Anzahl der Monolithen und ihre Position war Absicht:

- a) - die rechte Gangreihe mit zwölf Steinen
- b) - die »Grabkammer« mit sechs Steinen
- c) - die linke Gangreihe mit elf Steinen

Die beiden Zahlen unter a + b passen ins Schema, weil die Addition 18 ergibt und genauso viele »Äxte« auf dem 21. Monolithen eingraviert sind. Was aber sollen die Monolithen auf der linken Gangreihe? Die Zahl elf passt nirgendwo in eine Sechserreihe.

Moment bitte! Die immer wiederkehrende Grundzahl war 3456. Teilen Sie diese Zahl durch 11 - wegen der elf Monolithen auf der linken Seite. Das Resultat ist wieder die Pi-Zahl 314,18. Setzt man zwischen die 3456 ein Komma und dividiert 34,56 durch 11, kann das Ergebnis selbstverständlich nur 3,14 heißen.

Das geht ständig so weiter, Gwenc'hlan Le Scouezec hat es in seinem umfangreichen Werk *Bretagne Megalithique* blitzsauber belegt. Gavrinis entpuppte sich als Zahlentresor, in dem drei verschiedene, voneinander unabhängige und doch miteinander kombinierbare Rechensysteme integriert sind: ein Sechsersystem mit seinen Vielfachen, ein Dezimalsystem und ein 52er-System mit der Untergröße 26. (Auf dem 52er-System ist der Maya-Kalender aufgebaut.) Die Absender der Zahlenbotschaft von Gavrinis hatten an alles gedacht. Egal in welchem Rechensystem die zukünftigen Generationen arbei-

ten, sie müssten auf jeden Fall über die Lösung stolpern. Integriert in die Datenfülle von Gavrinis sind auch die pythagoreischen Lehrsätze - lange vor Pythagoras! - die Zahl der synodischen Mondumlaufbahnen, die Kugelgestalt der Erde mitsamt ihrem Durchmesser sowie die Länge des irdischen Jahres mit 365,25 Tagen.

Gwenc'hlan Le Scouezec, der den mathematischen Code von Gavrinis knackte, schloss seine beachtliche Leistung mit den Worten:

»Es ist durchaus möglich, dass in der Vielzahl von Berechnungen einige weniger gesichert sind als andere, die nun wirklich entscheidende Bedeutung aufweisen. Andererseits gibt es zu viele Übereinstimmungen, als dass die entscheidenden Gemeinsamkeiten zufällig entstanden sein könnten.« [47]

Alles nur Spielerei und Zufall? Bevor ich Beispiele aus der Steinzeit anfüge, die nichts mit Zahlenspielereien, sondern nur mit Astronomie zu tun haben, möchte ich doch darauf hinweisen, dass das »Ganggrab« von Gavrinis in voller Absicht für Empfänger der fernen Zukunft angelegt wurde. Zuerst haben »die Steinzeitler« das Gelände planiert, dann Abertausende von Steinen herangeschleppt, die Monolithen der Boden- und Deckenplatten zurechtgeschnitten und die Gravuren *vor dem Bau* eingeritzt. Nach getaner Arbeit überschütteten sie den künstlichen Hügel mit Sand und Erde, damit Gras und Büsche darauf wuchsen. Das Innere konnte wegen der Megalithen nicht kaputtgehen. In einer fernen Zukunft würden die Menschen merken, dass der Hügel nicht in die Landschaft passte. Wir *haben* es gemerkt. Die Botschaft ist angekommen.

Das nächste Beispiel hat nichts mit Zahlen zu tun, sondern mit dem Verhältnis Erde - Sonne.







## Ein 5000 Jahre altes Wunder

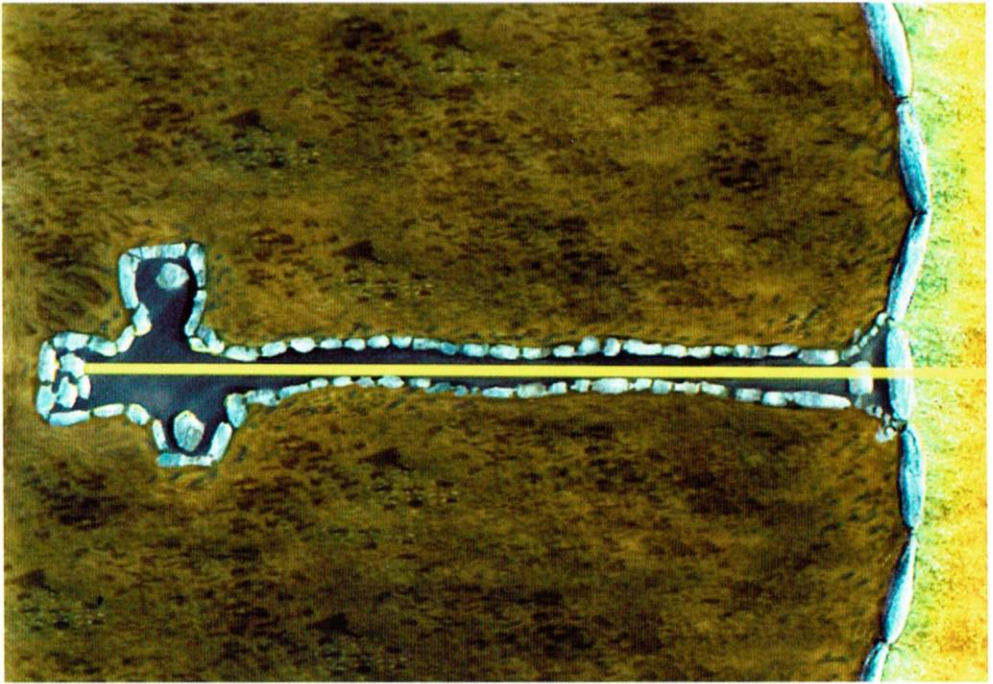
Seit 5163 Jahren - zurückgezählt ab dem Jahr 2010 - ereignet sich in Irland Jahr für Jahr das gleiche Wunder. Dies erneut in einem »Ganggrab« - obschon auch hier nie eine Leiche auftauchte. Der Ort heißt Newgrange, liegt 51 Kilometer nordwestlich von Dublin und rund 15 Kilometer westlich des Städtchens Drogheda. Dort, im County of Meath, in einer Schleife des Flusses Boyne, haben irische Ureinwohner ein grandioses Denkmal in die Landschaft gesetzt, ein technisches Mirakel aus der Steinzeit. Es ist nicht einfach eine Gruft, von Steinen eingefasst, damit Tiere nicht an die Leiche heran konnten. Newgrange ist ein vermessungstechnisches Meisterwerk, ein astronomisches Lehrstück und ein Transportphänomen dazu. Entstanden in einer Zeit, als es nach archäologischer Lehrmeinung noch keine ägyptische Geschichte gab, als nirgendwo auf dem Erdenrund eine Pyramide stand, als weder die alten Städte Ur und Babylon noch Knossos (auf Kreta) existierten. Vermutlich war auch der eindruckliche Steinkreis von Stonehenge noch nicht geplant, als unbekannte Astronomen das »Ganggrab« von Newgrange errichteten.

Jahrtausende beachtete niemand den runden Hügel über dem Flüsschen Boyne, bis im Jahre 1699 der Wegarbeiter Edward Lhwyd kräftig fluchte. Ein Gesteinsbrocken, der die Weglinie versperrte, wollte sich auch mit vereinten Kräften nicht wegräumen lassen. Nachdem der schimpfende Straßenbauer den störrischen Block freigeschaufelt hatte, bemerkte er darauf zwei eingeritzte Spiralen und einige Rechtecke. Jetzt wurde ihm klar: »Wieder so ein verdammtes Grab.« Die Botschaft erreichte die nächste Schänke. Newgrange war entdeckt. (Bild 175)

Gründliche Grabungen begannen erst Anfang der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts. 1969 entdeckte der Forschungsleiter Professor Michael J. O'Kelly von der *Cork University* über den beiden Eingangsmonolithen eine künstlich eingelassene, rechtwinklige Öffnung. Sie war nur 20 Zentimeter breit, doch sie reichte, damit dem Gelehrten das berühmte Licht aufging. (Bild 176) Am Tag der Wintersonnenwende des Jahres 1969 - und ein Jahr später nochmals - setzte sich O'Kelly in den hintersten Teil des Gewölbes. Hier sein Augenzeugenbericht [48]:

»Exakt um 9.45 Uhr erschien der obere Rand der Sonne am Horizont, und um 9.58 Uhr zeigte sich der erste Strich des direkten Sonnenlichtes durch die schmale Öffnung über dem Eingangsdach. Der Sonnenstrahl verlängerte sich dann der Passage entlang in die Grabkammer, bis der Strahl die Kante des Beckensteins in der Nische erreicht hatte. Als der Lichtstrahl sich zu einem 17-Zentimeter-Band verbreitert hatte





► 178

und sich über den Kammerboden ergoss, wurde das Grab durch die Reflexion derart dramatisch erleuchtet, dass verschiedene Details sowohl der Seitenkammern als auch des Kuppeldaches klar erkennbar waren. Um 10.04 Uhr begann sich das Lichtband zu verengen, und genau um 10.25 Uhr wurde der Lichtstrahl abrupt abgeschnitten. Während 21 Minuten also, am Sonnenaufgang des kürzesten Tages des Jahres, dringt Sonnenlicht direkt in die Grabkammer von Newgrange. Nicht etwa durch den Eingang, sondern durch einen speziell konstruierten engen Schlitz über dem Eingangsdach zur Passage.« (Bild 177 und 178)

Als vorsichtiger Gelehrter wollte Professor O'Kelly damals die Frage, ob das Lichtspektakel Zufall oder Absicht sei, nicht endgültig beantworten. Die Frage ist inzwischen von anderen abgehakt worden. [49]

## Geplante Lichtershow

Die beiden irischen Wissenschaftler Tom Ray und Tim O'Brien von der *School of Cosmic Physics* richteten sich am 21. Dezember 1988 mit ihren Messinstrumenten in der Grabkammer ein. Genau viereinhalb Minuten nach Sonnenaufgang erschien der erste Lichtstrahl in der rechteckigen Aussparung über dem Eingang. Schon nach kurzer Zeit verbreitete sich der Lichtstrich zu einem 34 Zentimeter breiten Band, das aber - o Schreck! - durch einen leicht geneigten Monolithen abrupt auf 26 Zentimeter zurückgestutzt wurde. (Bild 179) Zwar wurde die Kammer erleuchtet, aber nicht mehr in der vollen Breite des ursprünglichen Strahls. Was war geschehen?

Tom und Tim bemühten die Computer. Im Laufe der Jahrtausende führt die Erdachse eine gemächliche Taumelbewegung aus, was zur Folge hat, dass »Osten« vor fünf Jahrtausenden nicht exakt dort lag, wo es heute liegt. Vor 5134 Jahren aber - so die Computerberechnungen - hatten die Sonnenstrahlen in ihren ganzen Breite und kompassgenau durch die Luke in die Gruft gezündet und an der hintersten Wand - nach 24 Metern - ihre Lichtschau entfaltet. Selbst unter Berücksichtigung der Taumelbewegung der Erdachse veränderte sich am Lichterspiel kaum etwas. Der einzige Umstand, der den Lichtstrahl heute beeinflusst, ist der leicht in die Schräge gekippte Monolith. Der Zufall war ausgeschlossen. Die Erbauer von Newgrange hatten den Lichterzauber geplant. Jetzt sind die Fragen fällig.

Die Stellung eines einzigen Monolithen in der Passage hätte alles verändert. Wäre der künstliche Schlitz über dem Eingang nur um Zentimeter schmaler oder um Millimeter verschoben gewesen, so hätten die Lichtfinger ihren Weg durch Gang und Kammer bis auf die Rückwand nicht erreichen können. Weiter:



Wäre der Monolithenkorridor kürzer oder länger gewesen, so hätte das Sonnenlicht entweder die Rückwand nicht erreicht oder die kultischen Zeichen nicht erleuchtet. Bei einem kürzeren Gang wäre der Lichtstrahl wegen der Neigung des Terrains am Boden verpufft.

Es kommt noch toller: Die Riesenanlage von Newgrange steht nicht auf ebenem Grund, der Ost-West-Gang liegt nicht horizontal, sondern schräg nach oben geneigt. Der höchste Punkt am Gangboden ist gleichzeitig der letzte Monolith nach der 24-Meter-Strecke. Dieser Neigungswinkel war geplant. Der Ausgangspunkt der Sonnenstrahlen am 21. Dezember war weder der Grabeingang, noch tasteten sich die Strahlenfinger vom Eingangsboden aus nach hinten, sondern von einer schmalen, rechteckigen Öffnung über den Eingangsmonolithen. Einzig diese Position, in Verbindung mit dem gegenüberliegenden Hügel, hinter dem die Sonne aufstieg, ermöglichte einen schnurgeraden Lichtbalken ins Zentrum der Gruft.



Dort traf das Licht gleich einem gebündelten Laserstrahl auf die Kante des sogenannten Beckensteins, eines Blocks mit einer künstlich herausgekratzten Schale. Der Rest war eine magische Symphonie, ausgelöst durch den Spiegeleffekt des Beckensteins. Die Strahlen fächerten sich in diverse Richtungen, stets zielgenau auf kultische Zeichen und - natürlich - im rechten Winkel pfeilgerade nach oben durch den Schacht des Kuppeldachs. (Bild 180)

Diese Kuppel über dem »Ganggrab« ist ein Wunderwerk für sich. Fachleute bezeichnen sie als »falsche Kuppel«. Unten schwere und oben leichtere Monolithen wurden fächerweise so aufeinandergeschichtet, dass stets der nächsthöhere Monolith ein Stück über dem darunter liegenden hervorragte. So entstand über der Grabmitte ein sich stetig verengender, sechseckiger Schacht von sechs Metern Höhe. Ganz oben, am Ende des Kamins, eine Abschlussplatte, die je nach Bedarf weggezogen werden konnte. (Bild 181)



## Zwingende Schlüsse

In leeren Gräften finden Phrasen stärkeren Widerhall. Weshalb muss Newgrange ein Grab gewesen sein? Die Gräberidee geistert als Tatsache durch die Fachliteratur und ist wohl unausrottbar. Was sind diese Tatsachen? In Newgrange wurden Menschen- und Tierknochen gefunden, *folglich* ist die Anlage dafür gebaut worden. Tatsache ist auch, dass sich jeder Unterstand, jedes x-beliebige Loch als Grab verwenden lässt, auch wenn es *ursprünglich* einem ganz anderen Zweck diente. Genauso kann die Idee für Newgrange ganz anderen Vorstellungen entsprochen haben, auch wenn - viel später - Knochen dazukamen. Die Ruhe des Toten wurde bei allen Völkern heilig gehalten - nur die Knochen unter der Kuppel von Newgrange sollten Jahr für Jahr von der Sonne geblendet und aufgeschreckt werden? Wenn Newgrange von allem Anfang an als Grabanlage konzipiert war, dann müsste der Verstorbene eine ganz besondere Affinität zum Zentralgestirn gehabt haben, sonst ergib! die rechteckige Öffnung für die Sonnenstrahlen keinen Sinn.

Einen Kultbau wie Newgrange schafft kein Stamm als Freizeitbeschäftigung. Eine Beobachtungs- und Vermessungszeit von mindestens einer Generation war Voraussetzung, um den Tag, die Stunde und die Minute der Wintersonnenwende für die geografischen Gegebenheiten von Newgrange zu errechnen. Exakte Pläne oder Modelle mussten erstellt werden, jeder Winkel auf der *geneigten* Grundfläche hatte korrekt ausgerichtet zu sein, die Position jedes einzelnen Monolithen musste exakt stimmen, und selbstverständlich waren die Kultsteine mit ihren geometrischen Einritzungen im Stollen zu verankern, *bevor* die Anlage verschlossen wurde. Ja, und vor der eigentlichen Bauerei war der Hügel abzutragen und in seinem Neigungswinkel zu planieren. Erde und Kiesel, Millionen von



kleineren Steinen und die Riesenblöcke aus grauem Ciranit und Syenit mussten herangeschafft werden. Der Chefarchitekt hatte seine Pläne wohl mit Ockerfarbe auf Rentierfelle geritzt und am Boden Winkelmaße und Schnüre ausgelegt. Dabei hielt er sich penibel an das damals in Europa einheitliche Maß, das von Professor Alexander Tom in unserer Zeit entdeckte *Megalithische Yard* [50]. Es entspricht genau 82,9 Zentimetern und fand von Newgrange aus in allen Steinsetzungen, mögen sie nun in Stonehenge oder der französischen Bretagne liegen, seine Anwendung. Vermutlich machte damals ein Steinzeilmagazin *Megalithbaukunst heute* die Runde.

Wenn Newgrange (und andere Anlagen) als Grab gedacht waren, dann müsste der dort bestattete Verstorbene auf die Gesellschaft der damaligen Epoche übermenschlich gewirkt haben. Weshalb? Bei der Geburt eines Kindes war nicht voraussehbar, ob aus ihm ein Held oder sonst wie gearteter »Supermann« würde. Der Grabbau inklusive aller vorangegangenen Berechnungen, Messungen und Planierungen sowie das Zuschneiden der Monolithen und der Transport der Steinmassen dauerte aber mindestens eine damalige Generation. Ergo hätte bereits der Vater oder Großvater die Gruft für den zukünftigen Sprössling in Auftrag geben müssen. Wobei er nicht wissen konnte, ob dieser überhaupt ein Held würde und am Heimatort stürbe. Er hätte ja genauso gut in einer Schlacht weitab von den heimischen Zelten umkommen oder irgendwo verbrannt werden können.

Hier wird, ich kann es geradezu riechen, der Einwand kommen, weltweite Steinsetzungen mit astronomischen Bezugspunkten hätten eine entscheidende Funktion als Kalender gehabt. Der Einwand ist derart hohl, dass ich mich sträube, schon wieder darüber zu schreiben. Wozu also diente New-

grange? War der Ort selbst, die geografische Position, ein »heiliger Punkt«? Möglich, doch dann muss es von ähnlich gearteten Punkten wimmeln. Die Welt schwimmt in megalithischen Anlagen. Zudem erklärt der »heilige Punkt« nicht das astronomisch-technische Know-how.

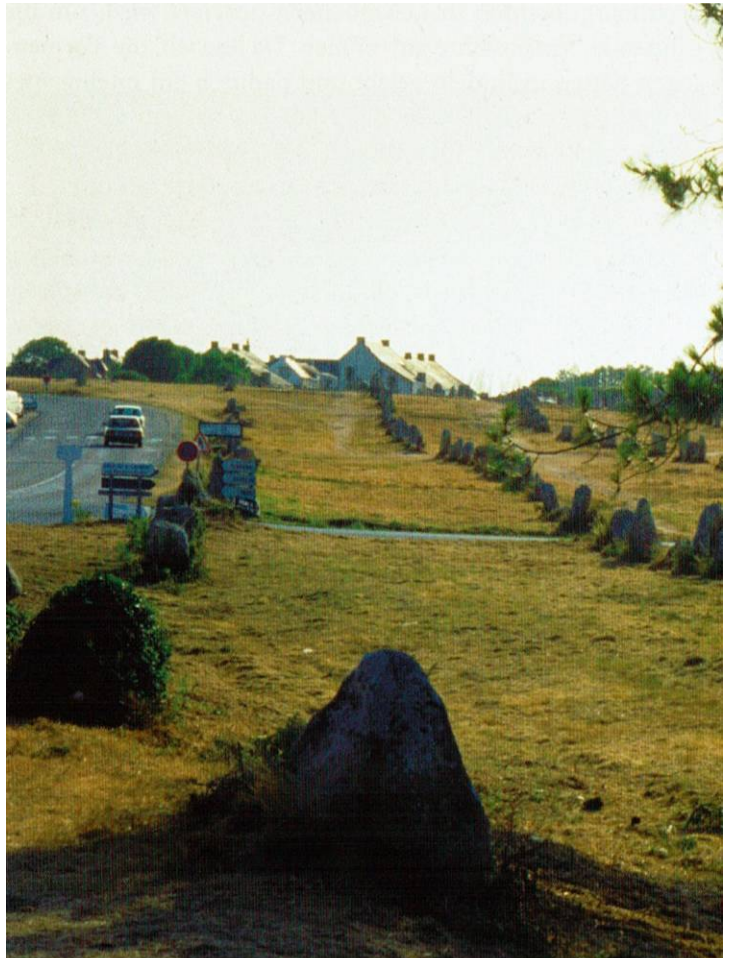
Sicher ist eigentlich nur, dass irgendwer in grauer Vorzeit eine astronomische Präzisionsuhr in die Landschaft pflanzte, ein Denkmal, das seine Botschaft auch noch nach fünf Jahrtausenden (oder mehr?) unverändert präzise übermittelte. Welche Botschaft? Wer waren die Zeitdenker, die Wissenden, die sowohl ihre Zeit wie auch die ferne Zukunft zu beeindrucken vermochten? Und weshalb taten sie, was sie taten? Was war ihre Triebfeder? Welche Art von Mensch wurde hier tätig?



## Affentheater

Die Geschichte vom Affen zum intelligenten Menschen ist ein Affentheater mit Tausenden von offenen Fragen und Tausenden von halbfertigen Antworten. Alle paar Jahre verkauft uns die zuständige Wissenschaft das neueste »gesicherte Wissen« über die Entstehung der Arten. Es ist todtraurig, mit welchen Pseudoargumenten in Lehrbüchern operiert wird, um die gähnende Wissenslehre aufzufüllen. Da lese ich, die Vormenschen hätten in Rudeln gelebt und dadurch ein intelligentes und soziales Verhalten entwickelt. Schauerhaft! Viele Tierarten, nicht nur die Affen, lebten und leben in Rudeln, haben aber außer einer Tierhierarchie und einer Hackordnung keine kulturelle Intelligenz entwickelt. Das ewige Argument lautet, der Mensch sei intelligent, weil er sich besser als andere Arten anpasste. Der Einwand ist ein Luftballon. Warum haben sich denn andere Primaten wie Gorillas, Schimpansen oder Orang-Utans nicht »angepasst«? Den Spielregeln der Evolution folgend, hätten diese possierlichen Tierchen »zwangsläufig« auch Intelligenz entwickeln müssen. Evolution kann man nicht bedarfsweise für eine auserwählte Spezies gelten lassen. Die Tatsache, dass wir intelligent sind, besagt im Vergleich zu den Nichtintelligenten eigentlich nur, dass wir es ebenfalls nicht sein dürften. Zudem existieren ungleich ältere Lebensformen als die Primaten. Skorpione, Küchenschaben oder Spinnen - beispielsweise - sind bereits vor mehr als 500 Millionen Jahren nachweisbar. Die verschiedensten Arten von Reptilien, die teilweise sogar von den Sauriern abstammen sollen, ebenso. Nun weiß man zwar, dass sich Krokodilmütter liebevoll um ihre Jungen sorgen, die Krokodilkultur fehlt aber trotz der Jahrmillionen, in denen sie sich »angepasst« haben. Weil sie alle so tapfer überlebten, müssten sich diese Arten viel besser durchgeschlängelt haben als der ungleich jüngere Homo sapiens. Wo sind die Kunstgegenstände oder Begräbnisstätten dieser Viecher?

Wenn ich lese, der Mensch habe kein Fell gehabt, weil er es verstanden habe, sich mit anderen Fellen zu bekleiden, fühle ich mich auf den Arm genommen. Aus klimatischen Gründen soll der Vormensch von den Bäumen heruntergeklettert sein. Das muss einem einfallen! Als hätte eine Affenspezies geahnt, dass sie dereinst in der Evolutionstheorie für den Menschen vonnöten sein würde! Sie kletterte von den Bäumen herab, ließ aber die Kollegen, die doch eigentlich alles imitieren, bis auf den heutigen Tag weiter in den Ästen der Bäume herumhüpfen. Das soziale Verhalten unserer Urahnen war total unterentwickelt.





## Der Dreh mit der Linie

Unsinn, so war es nicht, da kam noch etwas dazu, steht in den klugen Artikeln. Aus Angst vor stärkeren Tieren sowie der leichteren Ernährung wegen sei der Vormensch genötigt gewesen, sich auf die Hinterbeine zu stellen. Wirklich drollig. Affenartiger Nachahmungstrieb ist sprichwörtlich. Weshalb folgten die anderen Affenarten diesem gescheiterten Verhalten nicht? Hatten sie weniger Angst vor wilden Tieren? Und wenn schon derartige Logik zur Intelligenz zwingt, dann müssten eigentlich die Giraffen, die jeden Gegner auf Kilometerdistanz sehen und riechen, längst einer Giraffenreligion anhängen. Schließlich wird argumentiert, alle diese Veränderungen beträfen nur eine bestimmte Linie. Die Primaten auf unserer Linie hätten begonnen, Fleisch zu fressen, um sich leichter und besser ernähren zu können. Unsere Linie soll dadurch einen wesentlichen Vorsprung vor anderen Affen errungen haben. Mamma mia! Seit wann ist es denn »leichter«, eine Gazelle oder einen Salamander zu erlegen, als Früchte vom Baum zu pflücken? Überdies: Wildkatzen oder Raubfische fressen seit Jahrmillionen Fleisch, Gehirn inbegriffen. Haben sie deshalb Malerei oder Mathematik entwickelt?

In einem bemerkenswerten Artikel in der Fachzeitschrift *Sagenhafte Zeiten* [51] wirft der Studiendirektor Peter Fiebag die Frage nach dem »kreativen Urknall des Menschen« auf. »Manche Experten glauben, eine Veränderung im >Schaltplan des Gehirns< habe im Menschen den >Urknall der Kreativität ausgelöst.« Und weiter: »Vom X-Chromosom wurde ein DNA-Stück fälschlicherweise auf das Y-Chromosom hinüberkopiert.«

Wirklich fälschlicherweise? Fragt Fiebag. Oder geschah dies »mithilfe einer außerirdischen Gentechnik«?

Fiebigs Gedanke ist sehr vernünftig - wenn auch die Anthropologie noch nicht so weit denken kann. Dort, im Salon der Wissenschaft, werden uns Jahr für Jahr die neuesten Widersprüche serviert. Warum eigentlich nicht? Wissenschaft ist etwas Lebendiges, und die neuesten Erkenntnisse revidieren die älteren. Einig ist man sich, dass wir einzigartig sind. Das sind andere Tiere auch. Doch wir sind einzigartiger als alle anderen, denn wir haben Kultur: Malerei, Phantasie, Religion, Mathematik und die Fähigkeit, für die Zukunft zu planen. (Wobei man Letzteres relativieren könnte, denn eine Spinne plant auch für die Zukunft, wenn sie ihr Netz webt.)

Die Linien von Menschen und Schimpansen seien schon jenseits von Eden getrennt gewesen, sagt Dr. David Reich vom *Massachusetts Institute of Technology* in Cambridge/USA [52]. Dann hätten die beiden Arten erneut Gene untereinander ausgetauscht. »Nachdem die Vormenschen bereits Hunderttausende von Jahren als eigene Art gelebt hatten, fingen sie urplötzlich wieder an, mit den im Knöchelgang laufenden Verwandten Geschlechtsverkehr zu treiben.«

Ich habe etwas Mühe mit der Vorstellung, dass ein aufrecht gehender Hominide plötzlich seine Artgenossen verschmäht und Sex bevorzugt mit einem geliebten Affen treibt. Und weshalb der Bastard jetzt über bessere Erbfaktoren verfügen soll, bleibt genauso ungeklärt wie die Frage, ob denn die Chromosomen des ungleichen Paares überhaupt kompatibel waren.

Es wird noch verwirrender: In einer Höhle im Altai-Gebirge (Randgebiet von der Mongolei und Sibirien) wurden rätselhafte Knochen gefunden, die im Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig analysiert wurden. [52] »Die eindeutig menschlichen Knochen aus der Denisova-

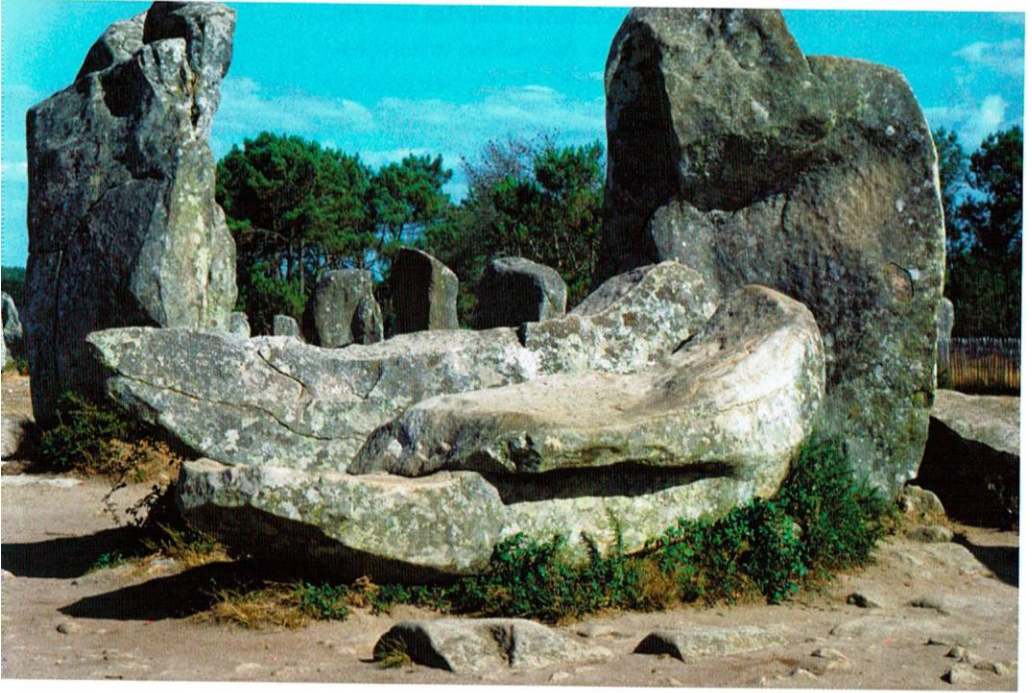




Höhle stimmen nicht mit dem menschlichen Genom überein. Sensationell: Das Erbgut des Denisova-Menschen linterscheidet sich von dem des Homo sapiens mehr als doppelt so stark wie das des Neandertalers.«

Bei allen Milchstraßen! Vielleicht wagt die ehrwürdige Anthropologie einmal einen kreativen Sprung in Richtung des Studiendirektors Fiebag. Beweisbar ist immerhin die Tatsache, dass Steinzeitmenschen die hohe Kunst der Mathematik und Geometrie beherrschten und dies im Gelände sauber demonstrierten. Oder müssen wir alle umdenken? Existierten vielleicht verschiedene Menschentypen nebeneinander? Die Dümmeren und die Wissenden. Letztere hinterließen Beispiele ihres Könnens, die in der Gesellschaft bis auf den heutigen Tag ignoriert werden, obschon sie jeder Trottel nachprüfen könnte.





▶ 186



▶ 187

## Armer Pythagoras!

Beim Städtchen Carnac in der französischen Bretagne stehen Tausende Menhire in langen Reihen. (Bild 182 bis 185) Dr. Bruno R Kremer vom Naturwissenschaftlichen Institut der Universität Köln, der über diese Steinsetzungen mehrere Arbeiten veröffentlichte, schätzt die Anzahl der heute noch vorhandenen Menhire »auf mehr als 3000« [54], Und der 2002 verstorbene Pierre-Roland Giot, der führende Bretagne-Experte Frankreichs, meinte gar, es müssten einst gegen 10000 Menhire in der Landschaft gestanden haben [55]. Viele der Granitblöcke sind heute zerstört, von Wind und Wetter ausgelaut. (Bild 186 bis 189). Die Kolonnen in Dreier- bis zu Zehnerreihen muten wie ein versteinertes Heer an. Die kleinsten sind knapp einen Meter hoch; der Riese unter ihnen, der Menhir von Kerloas bei Plouarzel, ist 12 Meter hoch und wiegt 150 Tonnen. Der größte »lange Stein« in der ganzen Umgebung ist der Menhir von Locmariaquer. Er liegt zerborsten am Boden, war einst 21 Meter hoch und wog satte 350 Tonnen. (Bild 190) Am eindrucklichsten sind sicher die langen Parallelkolonnen der sogenannten »Alignements« (Ausrichtungen). Bei Kermario stehen 1029 Menhire in zehn Reihen auf einer Fläche von rund 100 Metern in der Breite und 1120 Metern in der Länge. Nahe Le Menec sind 1099 lange Steine in Elferkolonnen angeordnet. Das Alignment von Kerlescan umfasst 540 Menhire in Dreizehnerreihen, und bei Kerzerho können nochmals 1129 Menhire in Zehnerkolonnen gezählt werden.

Diese Angaben sind nicht vollständig, sie lassen aber erahnen, welche ungeheure Leistung irgendwann von irgendwem erbracht wurde. C14-Datierungen im Dolmen von Kercado ergaben ein Alter von 5830 Jahren. Den Göttern sei für dieses Datum selbst dann gedankt, wenn es sich später als zu jung erweisen sollte. Mit 5830 Jahren lassen sich wenigstens all die





ernsthaft vorgetragenen Albernheiten der früheren Literatur beiseite schieben. Man hatte unter anderem unterstellt, primitive Nomadenstämme hätten im Europa der Frühzeit Steinblöcke geschlagen und ausgerichtet, um es den orientalischen Völkern gleichzutun, die in Ägypten und anderswo mächtige Baudenkmäler besaßen. Eine andere Denkrichtung vermutete, der ganze Raum der heutigen Bretagne habe einst als heiliges Land der Druiden gegolten. Die aber hatten ihre große Zeit im letzten vorchristlichen Jahrhundert. Falls also die Druiden ihr Heiligtum ins Gehege der Menhire verlegten, können sie nur eine fix und fertige Anlage übernommen haben. Ursprünglich herrschte der Glaube, die Steinkolonnen seien Grabsteine - doch es tauchten keine Knochen auf. Dann meinte irgendwer, es handle sich um einen gigantischen Kalender in Stein. Fehl-anzeige. Selbst eine astronomische Ausrichtung wurde hinter den langen Reihen vermutet. Inzwischen weiß man es besser: Es geht um hohe Geometrie.

Zum westlichen Cromlech bei Le Menec gehören zwei pythagoreische Dreiecke, deren Seiten im Verhältnis 3 : 4 : 5 zueinander stehen. Pythagoras, der griechische Philosoph aus Samos, lebte im 6. Jahrhundert v. Chr. Er kann die »Nomadenstämme und Beerensammler« nicht in seiner Lehre unterwiesen haben. Armer Pythagoras! Deine hilfreichen Lehrsätze sind schon Jahrtausende vor dir angewendet worden.

Verlängert man vom »Hünengrab« Le Manio I die trapezförmigen Seiten, so treffen sie in 107 Metern Entfernung in einem Winkel von  $27^\circ$  aufeinander. Genau gleiche Dreiecke mit denselben Diagonalen von 107 Metern und denselben Seitenverhältnissen von 5 : 12 : 13 tauchen in den Steinsetzungen bei Carnac gleich mehrfach auf. Dabei erstaunt es, dass das einfache pythagoreische Dreieck mit dem klassischen Seitenverhältnis von 3 : 4 : 5 selten angewandt wurde. Die Megalithiker befließigten sich der höheren Geometrie. In der Zeitschrift *Naturwissenschaftliche Rundschau* [55] macht Dr. Bruno Kremer darauf aufmerksam, dass die einzelnen Ensembles nach festen »Maßbezeichnungen errichtet wurden, die auf eine hoch entwickelte Vermessungstechnik schon im Mesolithikum schließen lassen«.

Dabei geht es nicht nur um angewandte Geometrie, sondern auch um die Kugelgestalt der Erde, die Gradeinteilung, die Azimute, die Organisation, die Planung, den Steintransport



► 189



► 190

und vieles mehr. Dr. Kremer weist auf einen Winkel von  $53^{\circ} 8'$  hin, der in einem pythagoreischen Dreieck mit dem Seitenverhältnis 3 : 4 : 5 verankert ist. Die  $53^{\circ} 8'$  entsprechen »ziemlich genau dem Azimut des Sonnenaufganges im Sommersolstitium an allen Orten der geographischen Breite von Carnac«.

Die langen Steinkolonnen von Le Menec und Kermario verlaufen in nordöstlicher Richtung und berühren an ihrem Ende das Alignement von Petit Menec. Die ganze Strecke ist gleichzeitig die Hypotenuse eines pythagoreischen Dreiecks. Zieht man vom westlichen Ende der Steinkolonne von Le Menec eine Linie in nördlicher Richtung, so stößt diese nach 2680 Metern auf den Dolmen von Mane-Kerioned. Von hier aus zielt eine andere Linie im genau gleichen Winkel von  $60^{\circ}$  auf den Menhir Le Manio I. *Wieder beträgt die Distanz 2680 Meter. Die drei Punkte bilden ein gleichschenkliges Dreieck, sie sind alle gleich weit voneinander entfernt.*

All dies ist keine Spielerei nach willkürlich gesuchten Dreiecken. Die Punkte sind durch genau gleich lange Distanzen in den genau gleichen Winkelgraden untereinander verkuppelt, wobei sich diese weiträumigen Beispiele endlos wiederholen lassen.







► 192

Vom östlichen Ende von Le Menec verläuft eine Nord-Süd-Linie. Im Süden berührt sie den Dolmen von St. Michel, im Norden Le Nignol und hinter dem Weiler Beg-Lann den Menhir Crucuny. Die Gerade liegt innerhalb des vorher aufgezeigten Dreiecks, wobei Le Nignol exakt die Hälfte der Strecke markiert. Ein weiterer  $60^\circ$ -Winkel ergibt ein zusätzliches gleichschenkliges Dreieck von 1680 Metern Seitenlänge: St. Michel - Le Nignol - Kercado. Dabei schneidet die Linie Le Nignol - Kercado die Steinkolonnen von Kermario nicht nur in zwei gleich große Hälften, sondern der Schnittpunkt markiert gleichzeitig die Hälfte der Hypotenuse der Strecke Le Menec - Petit Menec. Dazu Dr. Kremer [54]:

»In Anbetracht der Vielzahl von Beziehungen und Ausfluchtungen kann eigentlich kein begründeter Zweifel mehr an der raumorganisatorischen Planmäßigkeit der megalithischen Anlagen aufkommen.« (Bild 191 und 192)

## Fragen, die niemand lesen will

Der liebe Gott ist in der Bretagne nicht tätig geworden, und den Zufall darf man endgültig vergessen. Was also, bei allen Planeten, wollten diese »Megalithiker«? Was trieb sie? Woher stammen ihre mathematisch-geometrischen Kenntnisse? Welche Instrumente verwendeten sie? Welche Vermessungsingenieure bestimmten die Fixpunkte in der unebenen Gegend? Auf was für Geländekarten übertrugen sie ihre Berechnungen? In welchem Maßstab? Mit welchen Schnüren oder meinetwegen Spiegeln signalisierten sie sich die kilometerlangen, geraden Strecken zu? Wie war der Lastentransport organisiert? Welche Seilart - wenn überhaupt - kam zum Zuge? Wie funktionierten die Schwertransporte im Winter? Im Regen? Bei matschigem Untergrund? Mit welchen Werkzeugen wurden die monolithischen Platten zugeschnitten? Wozu Menhirkolonnen in unterschiedlichen Breiten mit unterschiedlichen Reihen? Mal Neuner-, dann Elfer- oder Dreizehnerkolonnen? Was sollten die Steinovale am Anfang und am Ende des Alignements von Le Menec? Wie wichtig war die Raumaufteilung, die kleineren Triangulationen innerhalb der Größeren? Weshalb sind Steine unterschiedlicher Größe eingesetzt worden? (Bild 193) Wie viel Planungszeit ging der Bauzeit voraus? Wie viele Arbeitskräfte wurden benötigt? Wer dirigierte die Massen? Wer hatte das Oberkommando und weshalb? Was legitimierte den Chef? Wo übernachteten, überwinterten die Arbeiter mitsamt Anhang? Wo sind die Überreste ihrer Raststätten, ihrer Nahrung, ihrer Knochen? Wie lange dauerte der megalithische Spuk? Wenn mehr als eine Generation, in welcher Schrift wurden die Anweisungen an die nächste Generation weitergeleitet?

Das Verrückte dabei ist: Entweder passierte alles in einer Generation, oder es müssen Pläne existiert haben, die stur über viele Generationen hinweg eingehalten wurden. Es funk-

tioniert nicht, beispielsweise Gavrinis auf 4000 v. Chr. zu datieren, dasselbe Alter aber dem großen, zerbrochenen Menhir oder dem Dolmen von St. Pierre abzusprechen. Weshalb nicht? Alle Punkte liegen auf einer Visierlinie. Wie sollen die »Megalithiker« etwas anvisieren, das zu ihrer Zeit gar nicht existierte? Folgerichtig sind die Punkte zu einer bestimmten Zeit vor dem Baubeginn festgenagelt worden.

Wie erkennbar wird, existieren riesige Flecken auf der Landkarte der Forschung, und nirgendwo ein Raum, den man innerhalb einer Disziplin allein beackern könnte.



## Zivilkourage gefragt

Und was ist mit den »Ley-Lines«? Im deutschsprachigen Europa nennt man sie »heilige Linien«, oder man spricht von der »Geomantie«. Dabei handelt es sich um schnurgerade Strecken von 150 bis zu mehreren Tausend Kilometern, die wie ein Gitternetz über Europa liegen. Nie davon gehört?

Von Stonehenge, das nordwestlich von Salisbury/England liegt, lässt sich auf der Karte eine gerade Linie über den steinzeitlichen Hügel von Old Sarum ziehen. In der Verlängerung verläuft diese Linie exakt über die Kathedrale der Stadt Salisbury, den Clearbury-Ring und das Frankenburg Camp. Alle Orte sind vorgeschichtlich, die Kathedrale von Salisbury ist auf einem heidnischen Zeremonialplatz errichtet worden. Nun stelle man sich auf die Spitze des Hügels von Old Sarum und blicke nord- wie südwärts. Ein Kompass beweist die pfeilgerade Visierlinie. Alle Punkte sind von der Hügelspitze aus sichtbar. Von derartigen Linien wimmelt es, und sie stammen ausnahmslos aus der Steinzeit. Der auf Archäologie spezialisierte Journalist Paul Devereux und der Mathematiker Robert Forrest, die sich kritisch mit diesen Linien auseinandersetzten, beendeten ihren Beitrag in der wissenschaftlichen Zeitschrift *New Scientist* mit den Worten:

»Es mag moderner Widerwille sein einzugestehen, dass alte Gesellschaften einst Aktivitäten entwickelten, die wir nicht begreifen. Das gilt auch bezüglich des hartnäckigen Schweigens der Archäologie über die Linien in den peruanischen Anden und ebenso gegenüber dem sturen Widerstand einer gründlichen Untersuchung der Ley-Lines in Europa.« [56]

Bereits 1870 hatte William Henry Black (gestorben 1872), Historiker im *Public Record Office* in London und Mitglied der *Britischen Archäologischen Gesellschaft*, vor Kollegen auf diese kuriosen Linien aufmerksam gemacht:

»Die Monumente, die wir kennen, markieren große geometrische Linien. Linien, die das gesamte Westeuropa bis über die britischen Inseln und Irland, die Hebriden, die Shetland- und Orkney-Inseln bis hin zum Polarkreis durchziehen.« [57]

Eine dieser Linien zieht sich von Dänemark quer über die Alpen und endet punktgenau im alt-griechischen Heiligtum Delphi. Eine andere startet bei Calais in Frankreich, läuft über Mont Alix, Mont Alet, L'Allet, Anxon, Aisey, Alaise, L'Alex, Alzano etc. bis hinunter nach Sizilien. Alle Orte auf der Strecke beherbergen ein steinzeitliches Heiligtum. Und jede Ortschaft hat denselben Wortstamm - heute noch.

Über dieses Phänomen gibt es gründliche Literatur. [58, 59, 60, 61] Ehrliche Männer haben ein Leben lang an der Erforschung dieser Linien gearbeitet. Männer, denen selbstverständlich die Berücksichtigung der Erdkrümmung vertraut war und die genauso selbstverständlich wussten, dass eine gerade Linie auf einer Landkarte immer zufälligerweise einige Orte streifen würde. Übrig bleiben die Tatsachen, die »bereinigten« Punkte auf einer Geraden. Was kümmert das die selbtherrlichen Kritiker, die gar nichts wirklich prüfen, doch *à priori* alles besser wissen? Man sollte meinen, die saubere Analyse eines vorgeschichtlichen Rätsels würde zur Aufklärung der wahrlich aufregenden Tatsachen beitragen und die Fachwelt hellhörig werden lassen. Fehlanzeige. Die Wissenschaftler des Fachbereiches »Ur- und Frühgeschichte« bunkern und spielen Vogel Strauß. Man will das Unmögliche selbst dann nicht zur Kenntnis nehmen, wenn es auf dem Serviertablett präsentiert wird. Wo bleibt das viel gelobte wissenschaftliche Denken? Wo der Forscherdrang? Wo die Lust an der Wahrheitsfindung?

Ich weiß, woran es mangelt. An der Zivilcourage. In Deutschland befasst sich kein Prähistoriker mit dem Thema,



weil es mit den »alten Germanen« zu tun haben könnte und damit automatisch mit dem Nazidenken verbunden wird. Und generell führen die sogenannten Ley-Lines zu unmöglichen Konsequenzen. Vor Jahrtausenden sollen keine Landkarten und keine Schrift existiert haben. Wie also können Visierlinien steinzeitliche Heiligtümer auf Hunderte von Kilometern in unebenem Gelände verbinden? Sind die alle gleichzeitig gebaut worden? Wenn nicht, in welcher Pflicht standen die nachfolgenden Generationen? Die nun mal - ob es in den Zeitgeist passt oder nicht - ihre späteren Heiligtümer in kompassgenauen Linien mit den älteren sakralen Punkten verbanden. Und wer - bitte! - legte dann die Liniennetze *vor* der ersten Bauetappe fest? Dass diese Linien aus der Steinzeit definitiv vorhanden sind, bestreiten nur die Nicht-wissen-Wollenden. Arme, unehrliche Gesellschaft.

Dass allein in Europa einige Hundert Stein- und Holzkreise aus der Vorgeschichte existieren, wird immerhin nicht bestritten. Ein gewaltiger Fortschritt! Dass alle diese Anlagen mit Astronomie zu tun haben, verstehen allmählich auch die letzten Gläubigen. Beim »*Warum*« beginnt die Blockade des Verstandes. *Warum* legten Steinzeitmenschen prächtige, astronomisch bedeutsame Stein- und Holzkreise an?

Zu Ehren jener »himmlischen Lehrmeister«. So behauptet es zumindest die älteste Überlieferung über den Steinkreis von Stonehenge [62], (Bild 194)

Im Alten Ägypten versah man die Sonne mit Flügeln. Doch die geflügelte Sonnenscheibe, anzutreffen auf allen Tempeln, gabs auch im alten Babylon und noch früher bei den Sumerern. Bald ließen sich die Gottkönige mit Flügeln verewigen, man findet sie heute in jedem größeren Museum der Welt. Die Christen haben diese fliegenden Gestalten zu Engelchen gemacht. Der Engel - der Angelos - war ein Bote, ein Vermittler zwischen der Welt der Götter und den Menschen. Deshalb die Flügelchen. Und auch die Helme - pardon, die Heiligenscheine - jener unantastbaren Wesen haben wir in der bildlichen Darstellung aus dem Altertum gleich mitgenommen.

In unserer Vorstellungswelt hat sich seit Jahrtausenden wenig geändert - außer der Psychologie, die für vieles eine falsche Erklärung bereithält.

## Literaturverzeichnis

- [ 11 Rittlinger, Herbert: *Der maßlose Ozean*. Stuttgart o. J.
- [2] Hambruch, Paul: *Ponape, Ergebnisse der Südsee-Expedition*. Berlin 1936
- [3] Buchmüller, Gottfried: *St-Beatenberg - Geschichte einer Berggemeinde*. Bern 1914
- [4] Danielsson, Bengt: *Vergessene Inseln der Südsee*. Frankfurt 1955
- [5] White, John: *Ancient History of the Maori*. Band I-III, Wellington 1887
- [6] Brugsch, Heinrich: *Die Sage von der geflügelten Sonnenscheibe nach altägyptischen Quellen*. Göttingen 1870
- [7] Buck, Peter: *Vikings of the Pacific*. Chicago 1972
- [8] Handy, Edward Smith Craighill: *The Native Culture in the Marquesas*. Bernice P. Bishop Museum, Bulletin Nr. 9, Honolulu 1923
- [9] Handy, Edward Smith Craighill: *Polynesian Religion*. Bernice P. Bishop Museum, Bulletin Nr. 34, Honolulu 1927
- [10] Andersen, Johannes, C.: *Myths & Legends of the Polynesians*. Vermont-Tokyo 1969
- [11] *Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments*. Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1972
- [ 12] Fox, Charles E.: *The Threshold of the Pacific*. London 1924
- [13] Kohlenberg, Karl, F.: *Enträtselte Vorzeit*. München 1970



- [14] Talu, Alaima u.a.: *Kiribati - Aspects of History*. Tarawa 1979
- [15] Grimble, Arthur: *A pattern of Islands*. London 1970
- [16] Turbott, I. G.: »The Footprints of Tarawa«. In: *Journal of the Polynesian Society*, Extract from Vol. 58 Nr. 4, December 1949, Wellington/New Zealand
- [17] Aitken, Robert, T.: *Ethnology of Tubuai*. Bernice R Bishop Museum, Bulletin Nr. 70, Honolulu 1930
- [18] White, John: *Ancient History of the Maori*, Band I, Wellington 1887
- [19] Heyerdahl, Thor: *Aku-Aku*. München 1957
- [20] Langbein, Walter-Jörg: *Die großen Rätsel der letzten 2500 Jahre*. Augsburg 1990
- [21] Degen, Rolf: »Schufen Germanen die Wunder der Osterinsel?« In: *Neue Zürcher Zeitung*, Zürich, 31.10.1984
- [22] Tobisch, Oswald O.: *Kult - Symbol - Schrift*. Baden-Baden 1963
- [23] Pager, Harald: *Ndedema*. Graz 1971
- [24] Weber, Gertrud & Strecker, Matthias: *Petroglyphen der Pinea Las Palmas*. Graz 1980
- [25] Muvaffak, Uyanik: *Petroglyphs of Southeastern Anatolia*. Graz 1974
- [26] Nowak, Herbert & Ortner, Sigrid und Dieter: *Felsbilder in der Spanischen Sahara*. Graz 1975
- [27] Weaver, Donald E.: *Images on Stone - The Prehistoric Rock Art on the Colorado Plateau*. Flagstaff 1986

- [28] Jettmar, Karl u. a.: *Zwischen Gandhara und den Seidenstraßen - Felsbilder am Karakorum Highway*. Mainz 1985
- [29] Cox Halley,): *Hawaiian Petroglyphs*. Honolulu 1970
- 130] Biedermann, Hans: *Bildsymbole der Vorzeit*. Graz 1977
- [31] Priuli, Ausilio: *Felszeichnungen in den Alpen*. Zürich 1984
- [32] Lhote, Henri: *Die Felsbilder der Sahara*. Würzburg 1963
- [33] Blumrich, Josef: *Kasskara und die sieben Welten*. Düsseldorf 1979
- [34] Waters, Frank: *Book of the Hopi*. New York 1963
- [35] Schwenningen, Ludwig: *Antigua historia do Brasil* (2. Aufl.). Rio de Janeiro 1970
- [36] Däniken, Erich von: *Zeichen für die Ewigkeit - Die Botschaft von Nazca*. München 1997
- [37] Coe, Michael, D.: *Die Nazca-Scharrbilder*. München 1986
- [38] Isbell, William, H.: »Die Bodenzeichnungen Altperus«. In: *Spektrum der Wissenschaften*, Dezember 1978
- [39] Tributsch, Helmut: *Das Rätsel der Götter - Fata Morgana*. Frankfurt/Main 1983
- [40] Gentes, Lutz: *Die Wirklichkeit der Götter - Raumfahrt im frühen Indien*. München 1996
- [41] Kanjilal, Dileep Kumar: *Vimanas in Ancient India*. Calcutta 1985
- [42] Kautzsch, Emil: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments - Das Buch Henoch*. Tübingen 1900

- [43] *Kebra Negest*, 23. Bd., 1. Abt.: »Die Herrlichkeit der Könige«. Abhandlung der Philosophisch-Philologischen Klasse der Königlich-Bayrischen Akademie der Wissenschaften.
- [44] Al-Mas'udi: *Bis zu den Grenzen der Erde*. Tübingen 1978
- [45] Bopp, Franz: *Ardschunas Reise zu Indras Himmel*. Berlin 1824
- [46] Roy, Chandra Protap: *Ihe Mahabharata*. Drona Parva. Calcutta 1888
- [47] Le Scouezec, Gwenc'hlan: *Bretagne Megalithique*. Paris 1987
- [48] O'Kelly, Michael J.: *Newgrange*. London 1983
- [49] Ray, I. P.: »The Winter Solstice at Newgrange, Ireland. Accident or Design?« In: *Nature*, Jan. 1989, Bd. 337
- [50] Thorn, Alexander: *Megalithic Sites in Britain*. Oxford 1967
- [51] Fiebag, Peter: »Der kreative Urknall des Menschen«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 12. Jahrg. Nr. 2/2010
- [52] *DER SPIEGEL* Nr. 21 /2006
- [53] Kulke, Ulli: »Der neue Nachbar aus der Höhle«. In: *Die Welt am Sonntag*, Nr. 13. 28. März 2010
- [54] Kremer, Bruno P.: »Geometrie in Stein« In: *Antike Welt*, 18. Jahrg. Heft 1, 1987
- [55] Kremer, Bruno P.: »Maß und Zahl in den Megalithdenkmälern der Bretagne«. In: *Naturwissenschaftliche Rundschau*, 37. Jahrg. Heft 12, 1984
- [56] Devereux, Paul, und Forrest, Robert: »Straight Lines on Ancient Landscape«. In: *New Scientist*, 23./30. Dezember 1982

- [57] Pennick, Nigel: *Die alte Wissenschaft der Geomantie*.  
München 1982
- [58] Pennick, Nigel: *Einst war uns die Erde heilig*.  
Waldeck 1987
- [59] Heinsch,).: *Grundsätze vorzeitlicher Kultgeographie*.  
Moers 1947
- [60] Fester, Richard: *Protokolle der Steinzeit*. München 1974
- [61] Fester, Richard: *Die Steinzeit liegt vor deiner Tür*.  
München 1981
- [62] Jones, Inigo: *Most Notable Antiquity of Great Britain  
Vulgarly Called Stonehenge*. 1655, Facsimile-Nachdruck  
in London 1973

## **Bildquellen**

Alle Bilder: Copyright © Erich von Däniken,  
CH-3803 Beatenberg, Schweiz

Liebe Leserin, lieber Leser,

zu guter Letzt möchte ich Ihnen noch die *Gesellschaft für Archäologie, Astronautik und Seti* vorstellen - abgekürzt AAS. Wir suchen nach neuen Antworten, weil die alten weitgehend unbefriedigend sind.

Es ist unser Ziel, einen anerkannten Beweis für die Existenz eines Besuches von Außerirdischen auf unserer Erde in früheren Zeiten zu erbringen. Dabei wollen wir den Grundregeln des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns folgen, uns aber nicht von bestehenden Dogmen oder Paradigmen eingrenzen lassen.

Im Zwei-Monats-Rhythmus geben wir die Zeitschrift *Sagenhafte Zeiten* heraus, die allen Mitgliedern der AAS zugestellt wird. Wir organisieren nationale und internationale Konferenzen sowie Treffpunkte und führen Studienreisen zu interessanten archäologischen Stätten durch.

Unser jährlicher Mitgliedsbeitrag beläuft sich auf rund 40 Euro (Stand 2010). Namhafte Wissenschaftler gehören zu uns, doch auch Laien aller Berufsgruppen.

Ich würde mich freuen, wenn Sie weitere Gratisauskünfte über die AAS erbitten bei:

AAS, Postfach, CH-3803 Beatenberg  
www.sagenhaftezeiten.com  
E-Mail: info@sagenhaftezeiten.com

# Wer nicht glauben will, soll sehen!

Mit diesem Bildband öffnet der berühmte Autor sein einzigartiges Bildarchiv der Spurensuche nach unseren kosmischen Lehrmeistern, die vor Jahrtausenden zur Erde gekommen waren.

Die Thesen von Erich von Däniken sind ebenso umstritten wie faszinierend. Hatten die Menschen vor mehreren tausend Jahren Besuch von Außerirdischen und haben diese untrügliche Spuren auf der Erde hinterlassen?

Es ist das Lebenswerk von Erich von Däniken, der über Jahrzehnte in der ganzen Welt unterwegs war, rätselhafte Phänomene untersucht und akribisch alle Beweise für einen Kontakt mit den Besuchern aus dem Weltraum gesammelt hat.

## Die Bilder sprechen für sich.

Wer hat die tonnenschweren Felsmonolithen bewegt und kilometerlang – wie an einer Schnur gezogen – aufgestellt? Felszeichnungen von Raumfahrern, überall auf der Welt beinahe identisch in Form und Gestalt – wer waren die Vorbilder dafür?

Mag es für jedes einzelne Phänomen auch andere Erklärungen geben, aber in der Summe fügt sich ein Baustein zum anderen und aus jedem weiteren Bildbeweis ergibt sich nur eine schlüssige Begründung: Es sind Grüße der außerirdischen Götter aus der Steinzeit.

Dieser Bildband bietet einen außergewöhnlichen und unvergleichlichen Einblick in das Werk von Erich von Däniken. Jedes einzelne Bild erzählt eine wunderbare Geschichte. In den gründlichen Kommentaren fügt der Autor seine Thesen zu einem Großen und Ganzen zusammen. Die kosmischen Grüße aus der Steinzeit lassen die Thesen von Erich von Däniken zu einer Gewissheit werden.

ISBN 978-3-942016-40-7



9 783942 016407